

Roger Chickering

Deutschland im Ersten Weltkrieg

Betrachtungen zur Historiografie des Gedenkjahres

Schon die erste Welle hat Hochwasser gebracht. Der Anfang der Jahrhundertfeier des Ersten Weltkriegs hat 2014 in Deutschland den Anlass für eine Überschwemmung von Reden und Vorträgen, Ausstellungen, Tagungen, Tischgesprächen, Kolloquien, Dokumentarfilmen, Fernsehreihen, Fernsehdebatten und Zeitungsartikeln gegeben; hinzu kommen unzählige Bücher und Aufsätze aus der Feder von Historikerinnen und Historikern und von Journalistinnen und Journalisten. Das Spektakel, das in seinem Ausmaß wohl über alle Erwartungen hinausgegangen ist, wirft so viele Fragen wie Antworten über die Art und Weise auf, wie der Erste Weltkrieg nun nach 100 Jahren in Deutschland historisch dargestellt wird. Wie erklärt sich das große öffentliche Interesse am Ersten Weltkrieg? Sind klar hervortretende Deutungsmuster oder Themenschwerpunkte in der Kriegsdarstellung hervorgekommen, die dieses Interesse eventuell erklären können? Wie wird mit dem Weltkrieg methodisch umgegangen und welche Rollen haben Berufshistorikerinnen und -historiker als Interpreten vor der Öffentlichkeit gespielt? Kann man von einem historiografischen Diskurs zum Ersten Weltkrieg reden? Sind neue Interpretationsansätze wahrzunehmen? Und welche Implikationen hat das öffentliche Gedenken des Kriegs für das Selbstverständnis der heutigen Bundesrepublik und der Europäischen Union?

Die folgenden Bemerkungen wenden sich diesem Fragenkomplex zu. Ihre Grundlage bilden knapp 100 Bücher, die im Zeitraum von 2013 bis 2014 hauptsächlich von deutschen Verlagen veröffentlicht wurden, von denen die meisten das Kaiserliche Deutschland und den Ersten Weltkrieg als Hauptthema haben. Darunter sind nicht nur historische Darstellungen und Monografien, sondern auch Enzyklopädien, Handbücher und Briefsammlungen sowie ausgewählte Ausstellungskataloge und Bildbände. Die hier versuchten Verallgemeinerungen beruhen somit auf Quellen, die vielleicht die Hälfte der einschlägigen in diesem Zeitraum veröffentlichten Bücher ausmachen. Sie können keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, dennoch lässt schon die Anzahl der in Betracht kommenden Veröffentlichungen die Hoffnung auf eine gewisse Repräsentativität als nicht ganz grundlos erscheinen.

I. KRIEGSAUSBRUCH

Dieses Buch lade nicht nur dazu ein,

»die Debatte noch einmal zu eröffnen, ohne die Hitzigkeiten und Erbitterungen der sechziger Jahre, es bietet auch die Chance auf dem neuen Diskussionsplateau in der Verständigung darüber, was wir über die deutsche Politik in der Julikrise und den Jahren davor wirklich verlässlich wissen, ein beträchtliches Stück weiterzukommen«.¹

So treffend Peter Graf von Kielmansegg im Jahre 2010 auf die Wünschbarkeit einer neuen, ausgewogenen, die Diskussion neuartig anstachelnde Darstellung des Kriegsausbruchs 1914 verweisen konnte, er wählte offenbar das falsche Buch, als er das Vorwort zu Dieter

¹ *Dieter Hoffmann*, *Der Sprung ins Dunkle oder wie der 1. Weltkrieg entfesselt wurde*, Militzke Verlag, Leipzig 2010, 368 S., geb., 29,90 €, S. 15.

Hoffmanns »Sprung ins Dunkle« verfasste. Dieses Buch, welches die These vertritt, die deutsche militärische Führung habe den Ersten Weltkrieg als Präventivkrieg gegen Russland »entfesselt«, wurde kaum rezipiert, vielleicht deshalb, weil die These weder so neu noch besonders ausgewogen war – oder auch deshalb, weil die Frage nach den Ursprüngen des Ersten Weltkriegs eigentlich, wie viele Historikerinnen und Historiker noch 2010 meinen konnten, seit dem Ausklang des Fischer-Streits in den 1970er-Jahren als beigelegt galt.

Drei Jahre später erschien mit der Veröffentlichung einer deutschen Übersetzung von Christopher Clarks »Sleepwalkers« ein Buch, dem Kielmansegg ein Vorwort mit derartigen Ansprüchen hätte viel besser beisteuern können.² Clarks großartiges Buch liefert eine breiteste mögliche Übersicht über die internationalen Beziehungen der Vorkriegszeit und bemüht sich, eine ausgewogene und faire Beurteilung der Kriegsursachen zu fassen. Die Tatsache, dass das Buch sowohl im Englischen als auch in der deutschen Übersetzung eine glänzende, hinreißende Neuerzählung der dramatischen Ereignisse brachte, die im Sommer 1914 zum Kriegsausbruch führten, reicht jedoch als Erklärung weder für die sofort in die Höhe schießenden deutschen Auflagen des Buchs noch für die Heftigkeit der anschließenden Debatten über seine Thesen aus. Weil im Laufe dieser Debatten die verschiedenen Dimensionen von Clarks Argumentation extensiv unter die Lupe genommen wurden, sind in diesem Zusammenhang weitere Bemerkungen nur insofern angebracht, als das Buch den Tenor der weiteren Diskussionen über den Ersten Weltkrieg in Deutschland mitbestimmt hat.

Der Reiz des Buchs liegt zunächst in der Vorgabe des Verfassers, nach Ende des Kalten Kriegs schließlich eine allgemein konsensfähige Geschichte der Kriegsentstehung schreiben zu wollen. So sollte eine Darstellung vorgelegt werden, die der vollen Komplexität wie den Zufälligkeiten der Ereignisse gerecht und nicht »von der Notwendigkeit getrieben wird, eine Anklageschrift gegen diesen oder jenen Staat« aufzustellen.³ Zielscheibe dieser Vorgabe ist in erster Linie Fritz Fischer, der die Anklage gegen die deutsche Vorkriegspolitik am konsequentesten erhoben hat. Clarks Anliegen zielt dagegen auf eine Darstellung ab, in der der analytische Fokus nicht mehr vornehmlich auf Berlin gerichtet ist, sondern gleichmäßig mit allseits gebührender Kritik auf die Grundlagen der Politik in den verschiedenen europäischen Hauptstädten.

In diesem Anliegen kann Clark an die Arbeiten von einer Gruppe meist jüngerer Wissenschaftler anknüpfen, unter anderem von Andreas Rose, Stefan Schmidt, Sean McMeekin und Samuel Williamson, die in den letzten Jahren kritische Studien zur Außenpolitik Großbritanniens, Frankreichs, Russlands und Österreich-Ungarns bei entsprechender Relativierung der lang- wie kurzfristigen deutschen Rolle in der Kriegsentstehung veröffentlicht haben.⁴ Clarks Darstellung beruht also auf einer Neubewertung der deutschen Vorkriegspolitik. Seine Grundthese liegt in der Behauptung, die außenpolitischen Ziele Deutschlands vor 1914 seien im Ganzen genommen legitim gewesen, maßvoll und gar nicht so bedrohlich, wie man damals in den Entente-Ländern sowie später allgemein in der Historiografie argumentiert hat. Die deutsche Weltpolitik etwa, die gemeinhin als Sinnbild der aggressiven Ziele des deutschen Störenfrieds dargestellt wurde, umfasste nach Clark vornehmlich »das Trachten nach einer Ausweitung der ausländischen Märkte« und »den Aus-

2 Christopher Clark, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London 2012, dt.: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2013, 895 S., geb., 39,99 €.

3 Ebd., S. XXVIII.

4 Samuel Williamson, Jr., *Austria-Hungary and the Origins of the First World War*, New York 1991; Andreas Rose, *Zwischen Empire und Kontinent. Britische Außenpolitik vor dem Ersten Weltkrieg*, München 2011; Stefan Schmidt, *Frankreichs Außenpolitik in der Julikrise 1914*, München 2009; Sean McMeekin, *The Russian Origins of the First World War*, Cambridge 2011.

bruch aus den Zwängen des kontinentalen Bündnissystems«; als Instrument dieser Politik sei der deutsche Kriegsflottenbau jedenfalls »weder ein empörender noch ein ungerechtfertigter Schritt«. ⁵ Aus dieser Einschätzung der deutschen Politik folgt das Urteil, der diplomatische Widerstand gegen die deutschen Bestrebungen sei unbegründet, vielmehr der Auswuchs einer nahezu pathologischen Deutschfeindschaft, die unter den führenden Männern der Entente-Länder allgemein verbreitet war. So hegen etwa Alexander Iswolski und Theophile Delcassé »eine starke persönliche Feindschaft gegen Deutschland«; genauso handeln auch »der manische Deutschenhasser« Maurice Herbette im französischen Auswärtigen Amt und – vor allem – die Männer des britischen Foreign Office um Charles Hardinge, Arthur Nicolson und Eyre Crowe, die die deutsche Gefahr gegenüber Großbritannien als Zielscheibe ihrer eigenen »Befürchtungen und Paranoia« geradezu erfunden hätten. ⁶ So jedenfalls zeigt sich die argumentative Grundtendenz der »Schlafwandler« als eine durchweg negative Analyse der Politik Großbritanniens, Frankreichs und Russlands, wobei die Politik der Zentralmächte hingegen in ein positives Licht rückt. Schließlich ist Clarks Darstellung einem Erzählmuster verpflichtet, das eben der öffentlichen Position der deutschen Staatsleitung ähnelt, sofern diese die Einkreisung ihres Landes durch feindliche Mächte als Beweggrund der deutschen diplomatischen Bestrebungen beziehungsweise als Ursache der deutschen diplomatischen Rückschläge nach 1900 darzulegen bestrebt war.

So lobenswert das Vorhaben ist, eine ausgewogene, »europäisierte« Geschichte des Kriegsausbruchs zu schreiben, der Eindruck ist ebenso stark, dass Clark, den eigenen Bezeugungen zum Trotz, eher eine »entdeutschte« Anklageschrift vorgelegt hat. Für diese Auslegung der Sachlage spricht unter anderem die begeisterte Aufnahme des Buchs am deutschen Markt. Unmöglich ist eine genaue Feststellung, warum die deutschen Leser das Buch so attraktiv gefunden haben (vorausgesetzt, sie haben das Buch nicht nur gekauft, sondern auch gelesen). Heinrich August Winkler meint etwa, das Buch, das er als den faktischen »Freispruch Deutschlands von der Hauptschuld am Ersten Weltkrieg« bezeichnet, spreche in erster Linie einen älteren Teil des gebildeten deutschen Publikums an, der sich nun von »einer narzisstischen Kränkung befreit [fühlt]: dem als verletzend empfundenen Vorwurf, dass Deutschland auch an der Auslösung des ersten der beiden Weltkriege den maßgeblichen Anteil gehabt habe«. ⁷ Es handelt sich nach dieser Auffassung um ältere Deutsche, die einen Trost für die moralischen Lasten ihrer Väter und Großväter suchen, die sie selbst lebenslang getragen haben. Es sind jedoch starke Belege für eine entgegengesetzte Annahme, dass die Generationsfaktoren in die andere Richtung wirken. Den Reaktionen derjenigen Historiker nach zu urteilen, die im Laufe der Kontroversen über das Buch auf Seite des Verfassers gestanden haben, finden die Argumente Clarks vielmehr in einem jüngeren gebildeten Publikum großen Zuspruch, das heißt unter den deutschen Zeitgenossen des australischen Historikers (geb. 1960), wie Rose und Schmidt, Thomas Weber, Sönke Neitzel und Dominik Geppert. ⁸ Es sind Historiker, die nach dem Mauerfall wissenschaftlich aktiv geworden sind, das heißt in einer Epoche deutscher Geschichte, die bewundernswürdig durch materiellen Wohlstand und solide, verantwortungsbewusste deutsche Führung in Europa gekennzeichnet war. Der sozialen Erfahrung und dem Selbstvertrauen dieser jüngeren Generation kommt Clarks Darstellung des Kriegsausbruchs

⁵ Clark, *Die Schlafwandler*, S. 204 und 207.

⁶ Ebd., S. 225f., 259 und 399.

⁷ Heinrich August Winkler, Die Kontinuität der Kriegspartei, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25.8.2014.

⁸ Vgl. Dominik Geppert/Sönke Neitzel/Cora Stephan u. a., Der Beginn vieler Schrecken, in: *Die Welt*, 3.1.2014.

viel eher entgegen, als die These, die Ursünde für den katastrophalen Verlauf des letzten Jahrhunderts liege in der deutschen Aggression.

Das außerordentliche öffentliche Interesse in Deutschland für die Ursprünge des Ersten Weltkriegs, namentlich für die Verwicklungen der Julikrise 1914, ist jedenfalls die große Überraschung des Gedenkjahres in Deutschland gewesen. Clarks Buch zusammen mit den anschließenden Diskussionen hat dieses Interesse erheblich angefeuert. Mehrere Bücher, die im Gedenkjahr veröffentlicht wurden, sind als Antworten auf seine Thesen konzipiert, aber auch unabhängig von Clarks Provokation sind in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Studien zum selben Themenkomplex erschienen.

Merkwürdig an all dem ist ferner die Tatsache, dass die neuen Beiträge zum Kriegsausbruch keine grundsätzlich neuen Quellen an den Tag gebracht haben. Diese Studien beruhen, wie Clarks auch, im Wesentlichen auf demselben Fundus, der schon dem italienischen Journalisten Luigi Albertini zur Verfügung stand, als er vor dem Zweiten Weltkrieg die Grundlagen des bislang, jedenfalls nach dem Fischer-Streit, vorherrschenden »Minimalkonsenses« über die Kriegsursprünge aufbaute, soweit es einen solchen Konsens überhaupt gibt. Es war Albertinis Schlussfolgerung, dass die Verantwortung für den Kriegsausbruch zwar von all den europäischen Großmächten in verschiedenen Graden mitgetragen wurde, da alle schwerwiegende diplomatische Fehler begangen hätten – sei es die österreichische Entscheidung, militärisch gegen Serbien vorzugehen, die frühzeitige russische Mobilmachung mit französischer Unterstützung oder die mehrdeutige, passive Haltung Großbritanniens im kritischen Augenblick. Trotzdem fällt nach Albertinis Analyse den Deutschen die Hauptverantwortung zu, weil sie des schlimmsten Fehlers schuldig seien: der risikobeladenen, unbedingten Unterstützung der österreichischen Entscheidung zum Krieg.⁹

Mangels neuer Dokumente geht es in der Geschichtsschreibung der Julikrise nun gleichsam um die Mischung und Neuverteilung eines alten Packs Spielkarten. Die interpretative Aussortierung, Gewichtung, Bewertung und Ordnung diplomatischer Entscheidungen erfolgt aufgrund allen Historikerinnen und Historikern im Wesentlichen seit Albertini zugänglichen Quellen. Wie schon die neueren Darstellungen klarmachen, finden jedoch auch in dieser Situation die Geschichtsschreiber reichlichen interpretativen Spielraum. Nach Clarks Auslegung der Quellen lassen sich beispielsweise die Handlungen der Mittelmächte nach dem Attentat in Sarajevo mit einer gewissen Sympathie nachvollziehen, stellt der Verfasser doch Vergleiche mit der Politik der USA unmittelbar nach 9/11 und mit der Politik der NATO während des bosnischen Kriegs an. Der deutsche »Blankoscheck« sei ein nicht ganz unrealistischer Versuch der deutschen Staatsleitung, durch das schnelle und entschlossene Handeln ihres Verbündeten einen als notwendig angesehenen Krieg zwischen Österreich und Serbien schließlich im Zaun zu halten oder, wie es hieß, auf den Balkan zu »lokalisieren«. Das deutsche Verhalten sei, mit anderen Worten, darauf ausgerichtet, einen allgemeinen europäischen Krieg zu verhindern.

Soweit er auch die deutsche Kriegsverantwortung bestreitet, kann man den in der Türkei lehrenden amerikanischen Historiker Sean McMeekin als Verbündeten Clarks bezeichnen. In seiner zuerst 2011 im Englischen veröffentlichten Untersuchung der »russischen Ursprünge« des Ersten Weltkriegs, die 2014 in deutscher Übersetzung erschienen ist, hat McMeekin die russischen Quellen zum Kriegsausbruch derart ausgelegt, dass der Erste Weltkrieg »viel eher als Russlands Krieg denn als Deutschlands Krieg zu betrachten« sei.¹⁰ McMeekins These lautet, die russische Staatsleitung, namentlich der Außenminister

9 *Luigi Albertini*, *The Origins of the War of 1914*, 3 Bde., London 1952–1957.

10 *Sean McMeekin*, *Russlands Weg in den Krieg. Der Erste Weltkrieg – Ursprung der Jahrhundertkatastrophe*, Europa Verlag, Berlin/München etc. 2014 (zuerst engl. 2011), 446 S., geb., 29,99 €, S. 22.

Sergei Sasonow, habe schon am 24. Juli 1914 »eine geheime groß angelegte Mobilmachung« der russischen Streitkräfte beschlossen und somit einen Angriffskrieg gegen den Zweibund als Teil eines »vorsätzlichen Plans« mit dem Ziel entfesselt, Konstantinopel zu erobern und das Osmanische Reich »auseinanderzureißen und zu zerstören«. ¹¹ Dieses Argument wird allerdings allgemein von McMeekins angloamerikanischen Fachkollegen als misslungen abgelehnt, weil es die Quellen überstrapaziert und russische militärische Vorbereitungsmaßnahmen als die eigentliche Mobilmachung missdeutet. Die Ironie will es auch, dass McMeekin als Fritz Fischers Pendant vorkommt. Nachdem er die Thesen Fischers scharf kritisiert, geht er genauso vor, wie Fischer es seinerzeit mit der deutschen Politik in der Julikrise tat, indem er die aggressiven, gegen das Osmanische Reich gerichteten Ziele, die die Russen zweifellos nach Kriegsausbruch verfolgten, als Erklärung des russischen Verhaltens in die Julikrise zurückversetzt. In einem zweiten Buch, das auch 2014 in einer deutschen Übersetzung veröffentlicht wurde, legt McMeekin eine Analyse der Julikrise vor, in der er auf breiter Quellengrundlage den schicksalsschweren Ereignissen und Entscheidungen in den europäischen Hauptstädten Tag für Tag akribisch nachgeht. ¹² Sowohl die Tonart wie auch die Ergebnisse dieses Buchs sind ausgewogener. Diesmal geht es im Fazit um »verschiedene Grade der Verantwortung«. ¹³ So sitzen die Österreicher, allen voran der österreichische Außenminister Leopold Berchtold, auf der Anklagebank, weil sie entschlossen waren, einen Vergeltungskrieg gegen Serbien zu führen und die Krise zu diesem Zweck vorantrieben. Die Deutschen sitzen neben den Österreichern, weil sie diese mit der notwendigen Rückendeckung versahen. Die Verantwortung Russlands, namentlich Sasonows, ist jedoch gravierender – und hier kehrt der Verfasser etwas vorsichtiger zu den Behauptungen seines ersten Buchs zurück. So habe der russische Außenminister schon am 25. Juli den entscheidenden Schritt zum Krieg unternommen, als er die geheime russische Mobilmachung (so interpretiert McMeekin immer noch die russische »Kriegsvorbereitungsperiode«) einleitete.

McMeekins Diskussion der deutschen Verantwortung fokussiert auf die Vorkommnisse, die sich zwischen dem 6. Juli und dem 14. Juli abspielten – im Zeitraum also, der mit der Ausstellung des deutschen »Blankoschecks« beginnt; dieser Zeitraum endet, als István Tisza, der ungarische Ministerpräsident, seinen Widerstand gegen den Kriegskurs Berchtolds aufgab. Diese Vorkommnisse stellten lange Zeit den historiografischen Angelpunkt der Debatte dar, nachdem Albertini aufgrund neu veröffentlichter österreichischer Dokumente zeigen konnte, dass die Deutschen, entgegen ihren Beteuerungen, während der 1920er-Jahre, auch in der zweiten Juli-Woche, als die kritischen Entscheidungen in Wien gefällt wurden, sich keineswegs passiv verhielten, sondern die österreichische Führung tatkräftig in Richtung einer kriegerischen Aktion gegen Serbien drängten. Damit trugen die Deutschen, so Albertini, erheblich zur Umstimmung des zögernden Tisza auf Kriegskurs bei und verfolgten hartnäckig eine Politik, die zwar auf einen »lokalisierten« Balkankrieg abzielte, aber darüber hinaus das Risiko eines allgemeinen Kriegs vollbewusst einging. ¹⁴ Ähnlich wie Albertini und anders als Fischer, der diese Politik als Ausdruck schon lange geplanter hegemonialer Bestrebungen deutscherseits auffasste, schreibt McMeekin aber von einem groben deutschen Fehler, einer Politik, die »töricht und unsinnig« sei. ¹⁵

11 Ebd., S. 21, 33 und 102.

12 Sean McMeekin, Juli 1914. Der Countdown in den Krieg, Europa Verlag, Berlin/München 2014, 557 S., geb., 29,99 € (engl.: July 1914. Countdown to War, Basic Books, New York 2013, 480 S., kart., 17,99 \$).

13 McMeekin, Juli 1914, S. 482 (Hervorhebung im Original).

14 Albertini, The Origins of the War, Bd. 2, S. 150–155 und 175–178.

15 Ebd., S. 486.

Seit Albertini rückt der Verkehr zwischen Berlin und Wien in dieser Zeit also ins analytische Zentrum der Debatte über die Julikrise. Obwohl Clark die deutsche Rolle nach dem »Blankoscheck« herunterspielt und den deutschen Druck in Wien nicht einmal erwähnt, scheint, wie drei weitere, neu erschienene englischsprachige Bücher zeigen, eine weit geteilte Übereinstimmung darüber zu herrschen, dass der Schlüssel zur deutschen Kriegsverantwortung gerade hier zu finden sei. In einer für eine breite Leserschaft geschriebenen Geschichte des Kriegsbeginns bezieht der britische Militärhistoriker Max Hastings eine Position, die den Thesen Fischers gleicht. Die Hauptlast der Verantwortung für die Kriegsentstehung schiebt er auf die Deutschen, da sie, sich einer spätestens seit Ende 1912 dokumentierten Kriegserwartung hingebend, die Österreicher während der Julikrise drängten, »das Tempo zu forcieren«, und somit einen Krieg »anordneten« (*mandated*), der, wie sie wussten, in eine »allgemeine Feuersbrunst« eskalieren könnte.¹⁶ Etwas vorsichtiger äußert sich die kanadische Historikerin Margaret MacMillan, die in ihrer auch für ein allgemeines Publikum konzipierten Untersuchung der Kriegsursprünge das Deutsche Reich in der vertrauten Rolle als Störenfried der Vorkriegsdiplomatie darstellt. In ihrer Analyse der Julikrise unterstreicht sie ebenfalls den Fatalismus der deutschen Staatsleitung, der den Krieg »als etwas Unvermeidliches, gar als Erwünschtes« betrachte, und auch sie verweist auf den starken deutschen Druck in Wien, der zur Unterminierung von Tiszas Bedenken gegen die aggressive Politik Berchtolds geführt habe.¹⁷ Die am meisten beeindruckende, detail- und facettenreichste dieser neuen Darstellungen der Julikrise ist zweifellos das Buch Thomas G. Ottes, der an der »University of East Anglia« die Geschichte internationaler Beziehungen lehrt.¹⁸ Der deutschen Rolle in der Kriegsentstehung teilt auch er die größte Signifikanz zu, weniger weil die Deutschen den Krieg wollten, und sei es auch einen lokalisierten Krieg, sondern deshalb, weil Berlin durch die bedingungslose Unterstützung der Österreicher die Kontrolle über den eigenen Verbündeten verloren habe und »die politische Führung des Zweibundes aufgab«. Es gehe um ein »katastrophales Versagen der strategischen Führung«, schreibt Otte, eine deutsche »Abdankung von einer unabhängigen Politik«. Des Weiteren sei aber die deutsche Verwicklung in die Wiener Politik nur insofern folgenschwer, als Berchtold und die anderen österreichischen Kriegstreiber nun innenpolitisch »die deutsche Karte« gegen Tisza spielen konnten.²⁰

Keines dieser neuen Bücher hat bislang eine deutsche Übersetzung gefunden, aber es fehlt kaum an deutschsprachigen Kritikern, die die zugänglichen Quellen ganz anders auslegen als Clark. Die in Milton Keynes lehrende Historikerin Annika Mombauer bezieht eine Position gegen Clark, die die aggressive Ausrichtung der deutschen Politik von Anfang bis Ende der Krise hervorhebt.²¹ Aufgrund ihrer maßgeblichen Untersuchung der Rolle Helmuth von Moltkes, des wegen der zunehmenden russischen militärischen Gefahr besorgten deutschen Generalstabschefs, betont sie, wie stark sich im Frühsommer 1914 der Gedanke eines Präventivkriegs gegen Russland innerhalb der deutschen Militär- und Zivilführung verbreitet habe.²² Daher sei die Möglichkeit eines allgemeinen Kriegs, »je eher, desto besser«, das Leitprinzip gewesen, als die deutsche Entscheidung getroffen

16 *Max Hastings*, *Catastrophe. Europe Goes to War*, London 2013, S. 43–46.

17 *Margaret MacMillan*, *The War that Ended Peace. The Road to 1914*, New York 2013, S. 562 und 565.

18 *Thomas G. Otte*, *July Crisis. The World's Descent into War, Summer 1914*, Cambridge University Press, Cambridge 2014, 555 S., geb., 29,99 \$.

19 Ebd., S. 518.

20 Ebd., S. 113.

21 *Annika Mombauer*, *Die Julikrise. Europas Weg in den Ersten Weltkrieg*, C.H. Beck Verlag, München 2014, 128 S., kart., 8,95 €.

22 Vgl. *dies.*, *Helmuth von Moltke and the Origins of the First World War*, Cambridge/New York etc. 2001.

wurde, Österreich gegen Serbien zu unterstützen. Diese Haltung spielte, so Mombauer, »eine entscheidende Rolle im Denken der Österreicher«.²³ Auf Wien wurde »regelrecht Druck ausgeübt«, baldmöglichst gegen Serbien militärisch einzuschreiten und »die Entente auf die Probe zu stellen«.²⁴ So sei die Politik des Zweibunds bis hin zur Überreichung des Ultimatums an Serbien am 23. Juli 1914 »auf eine absichtliche Eskalation der Krise« hinausgelaufen, danach auf eine kategorische Ablehnung einer diplomatischen Lösung der so ausgelösten Krise.²⁵

Nachdem er den »Sleepwalkers« anfänglich ein hohes Lob gespendet hat, ist Gerd Krumeich profiliert als Clarks starker, aber wohlwollender Debatten-Kontrahent aufgetreten.²⁶ Sein Buch »Juli 1914. Eine Bilanz« ist als Zusammenfassung der Argumente konzipiert, die Krumeich im Laufe seiner vielen Auseinandersetzungen mit Clark vorgebracht hat. In den wesentlichen Hinsichten ähneln seine Thesen denjenigen Mombauers. »Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn haben sich auf ein Vabanquespiel eingelassen«, so das Fazit, »das den Schritt in den Großen Krieg nicht scheute, um die Balance in der europäischen Politik zu ihren Gunsten zu wenden«.²⁷ In Krumeichs Verteidigung dieser These fällt vor allem die Diskussion von zwei Punkten auf, die man traditionell als Verminderungsfaktoren der deutschen Kriegsverantwortung angeführt hat. Erstens bietet er einleuchtende Überlegungen über das Problem der Kriegslokalisierung. So plausibel die deutsche Behauptung auch gewesen sein möchte, dass die »Lokalisierung« eines Kriegs zwischen Serbien und Österreich-Ungarn auf dem Balkan das beste Mittel zur Vermeidung eines Konflikts europäischen Ausmaßes darstelle, nach Ansicht Krumeichs sei die deutsche Strategie letztlich sowohl eine »noch nie da gewesene Erpressung« wie auch das Produkt eines komplexen (oder »sophistische[n]?«) Kalküls: Russland sollte entweder »tatenlos zusehen, wie Österreich-Ungarn mit Serbien nach Belieben umsprang«, oder zugunsten Serbiens einschreiten und somit seinen Kriegswillen »*ad oculos* zeigen«.²⁸ Im letzten Fall würde das Präventivkriegsszenario zweifellos als gerechtfertigt dastehen. Krumeichs zweiter Punkt, der nicht nur auf Clark, sondern auch auf McMeekin und Schmidt abzielt, bezieht sich auf die Behauptung, die Mobilmachung der russischen Streitkräfte, die bereits am 25. Juli mit französischem Einvernehmen begonnen habe, sei der entscheidende Eskalationsschritt zum allgemeinen Krieg. Diese Behauptung weist Krumeich mit dem Hinweis zurück, dass die Mobilisierung der Streitkräfte in Russland, ganz anders als in Deutschland, nicht notwendigerweise einer Entscheidung zum Krieg gleichkomme, sondern noch als Teil einer »armed diplomacy« traditionellen Stils« gelte.²⁹

Der Streit über den Kriegsausbruch scheint mittlerweile in Deutschland nachgelassen zu haben. Was haben wir schließlich aus der Neuauflage der Debatte gelernt? An manchen vertrauten Argumenten wird zwar herumgebastelt, diese sind nun nuanciert, geglättet, leicht modifiziert wieder vorgetragen. Aber das müde Gefühl des *same old, same old* lässt sich schwerlich abwehren, denn grundsätzlich neu ist fast kein Argument. Gerd Krumeich kann sich mit Recht auf ein ehrwürdiges, bereits 1925 veröffentlichtes Buch Pierre Renouvin's berufen – ein Werk, das, wie er attestiert, »wie ein wissenschaftliches Werk von heute« benutzt werden könne.³⁰ In ihren Umrissen erinnern die Argumente Clarks eher an die

23 Mombauer, Die Julikrise, S. 39.

24 Ebd., S. 42f.

25 Ebd., S. 14.

26 Gerd Krumeich, Unter den Schlafwandlern, in: Süddeutsche Zeitung, 30.11.2012.

27 Ders., Juli 1914. Eine Bilanz, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2014, 362 S., geb., 39,90 €, S. 182.

28 Ebd., S. 85 (Hervorhebung im Original).

29 Ebd., S. 139.

30 Ebd., S. 198.

Arbeiten der revisionistischen Historiker der 1920er-Jahre, die auf der anderen Seite des Atlantiks tätig waren. Die Frage ist in diesem Lichte sicher angemessen, ob nicht die Forschungsergebnisse Luigi Albertinis, die die »erste Welle« der Kriegsschulddebatte abschlossen, doch noch eine nachhaltige Gültigkeit haben. Andere Fragen harren einer Antwort: Warum das große öffentliche Interesse in Deutschland an einem historischen Problem, das seit einem Jahrhundert die Gemüter immer wieder erregt hat? Warum immer wieder in dieser, von manchem Berufshistoriker seit Jahrzehnten verschmähten Form der »klassischen diplomatischen Geschichte«?

Auf die erste Frage liegt eine Antwort auf der Hand. Christopher Clarks »Die Schlafwandler« hat ein in Deutschland brisantes politisches Problem wachgerüttelt und eine gewaltige öffentliche Reaktion hervorgerufen, die nicht von ungefähr an den Fischer-Streit der 1960er-Jahre und die Kriegsschulddebatte der 1920er-Jahre erinnert. Nach wie vor geht es um die Vergangenheitsbewältigung. Die nicht nur von Clark vertretene These, dass das große Interesse am Kriegsausbruch mit der »Aktualität« der Juli-Krise zu tun habe, da die Dynamik der heutigen internationalen Beziehungen der des Jahres 1914 vergleichbar sei, ist schon deshalb weniger überzeugend, weil dieser Vergleich aus mehreren Gründen in die Irre führt.³¹

Die Tatsache, dass es nicht nur um ein altes Problem, sondern auch um die tradierte diplomatische Geschichte geht, ist kein Zufall. Die Historiografie der internationalen Beziehungen hat in den letzten Jahrzehnten wichtige neue Ansätze aus der Theorie wie aus der Sozial- und Kulturgeschichte aufgenommen, diese sind aber in den Debatten über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs kaum präsent.³² So gibt es beispielsweise in der letzten Zeit eine wachsende Literatur, aus der hervorgeht, dass die Bündnissysteme, die in der Geschichte der Kriegsentstehung traditionell zu den kriegsfördernden Hintergrundfaktoren zählen, vor 1914 wohl eher zur Friedenssicherung beitrugen.³³ Diskutiert wurde dieses kontroverse Thema im Gedenkjahr allerdings nicht. Auch Clarks Buch enthält vortreffliche Beobachtungen zum sozialen und kulturellen Kontext des Kriegsausbruchs, aber auch diese sind hinter die Diplomatie der Julikrise zurückgetreten. Das große Interesse gilt nach wie vor der Kriegsschuld oder, wie man heute lieber sagt: der Kriegsverantwortung – den Motiven, Absichten und Ängsten der Männer, die die Entscheidungen trafen. Die katastrophalen Folgen dieser Entscheidungen schufen dann den Raum, in dem die Schuldzuweisung beziehungsweise Schuldablehnung von Anfang an sowohl ihre Anziehungskraft als auch ihre politische Brisanz herleitete. Das heute weitverbreitete geschichtswissenschaftliche Interesse an »agency« hat dieser Erkenntnispräferenz schließlich Vorschub geleistet.

Diese Präferenz führt zu einer weiteren Überlegung mit allgemeinen Implikationen für die Art und Weise, wie man die thematischen Schwerpunkte der Gedenkjahresfeier in Deutschland festgesetzt hat. In einem Beitrag zum Gedenkjahr hat Brigitte Hamann beobachtet, »wie wichtig und fruchtbar ein persönlicher Zugang zur Geschichte sein kann«.³⁴ Die glänzenden Publikationserfolge Frau Hamanns im Laufe ihrer Karriere kann man als

31 Clark, *Die Schlafwandler*, S. 15.

32 Vgl. etwa Ursula Lehmkuhl, »Diplomatiegeschichte als internationale Kulturgeschichte. Theoretische Ansätze und empirische Forschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Soziologischem Institutionalismus«, in: GG 27, 2001, S. 394–423.

33 Vgl. Holger Afflerbach/David Stevenson (Hrsg.), *An Improbable War? The Outbreak of World War I and European Political Culture before 1914*, Oxford 2007; Holger Afflerbach, *Der Dreibund. Europäische Großmacht- und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg*, Wien 2002; Friedrich Kießling, *Gegen den »großen Krieg«? Entspannung in den internationalen Beziehungen 1911–1914*, München 2002.

34 Brigitte Hamann, *Der Erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten*, Piper Verlag, München/Zürich 2014, 191 S., geb., 19,99 €.

Belege für die Richtigkeit der Beobachtung anführen, dass eine Geschichtsschreibung, die zur Anteilnahme an den Schicksalen historischer Persönlichkeiten einlädt oder diese ermöglicht, geeignet ist, sich großen Zuspruch beim Publikum zu erfreuen. Dass die persönliche Verantwortung ein unentbehrliches Element im Fragenkatalog einer solchen Geschichtsschreibung bildet, hat unmittelbare Konsequenzen für die Historiografie der Kriegsentstehung.

Man fragt sich dennoch, ob auch eine personenbezogene Geschichte der Julikrise ohne Anklageschrift nicht machbar wäre, wie sie Christopher Clark vorschwebt. Dürfte es nicht wenigstens möglich sein, die Kriegsverantwortung zu »europäisieren«, indem man sie synthetisierend auf sämtliche Akteure überträgt? So könnte man etwa all die Anschuldigungen Clarks gegen die Führer der Entente-Länder und all diejenigen seiner Kritiker gegen die Führer des Zweibunds gleich gelten lassen und in eine Synthese kombinieren. Der populäre Erfolg der »Schlafwandler«, der selbst bei Frau Hamann Neid erregen dürfte, hängt aber offensichtlich mit dem Scheitern von Clarks Vorhaben zusammen und legt den Schluss nahe, dass eine Geschichte des Kriegsausbruchs ohne Anklageschrift schließlich unmöglich sei. Das Problem ist grundsätzlich. Es hat mit dem zu tun, was James Joll vor vielen Jahren als die »unausgesprochenen Voraussetzungen« der internationalen Beziehungen der Vorkriegszeit bezeichnet hat.³⁵ In seinem neuen Beitrag bezieht Thomas G. Otte diese Voraussetzungen auf die »Normen internationalen Verhaltens«, die »allgemein anerkannten Mechanismen des Interessenausgleichs«.³⁶ Man kann dies als einen Diskurs darüber auffassen, was international politisch legitim sei. Nicht nur leitete dieser Diskurs die Handlungen der historischen Akteure von damals; er leitet auch noch die Fragestellungen der Historiker dieser Handlungen von heute. Der Krieg kam 1914, als der zeitgenössische Diskurs über Legitimität zusammenbrach, die Historiker dagegen halten diesen Diskurs noch aufrecht. Clarks Buch etwa basiert auf einem komplexen moralischen Kalkül der Legitimität, das den Maßstab setzt für die Beurteilung der Politik der europäischen Mächte. Nach diesem Maßstab erscheine die deutsche wie die österreichische Politik am Vorabend des Kriegs – auch der militärische Vergeltungsschlag gegen Serbien – alles in allem als legitim. Die Politik der Entente-Länder sei aber in diesem Lichte illegitim, und zwar schon logisch, weil sie die Legitimität einer legitimen Politik in Abrede stelle. Die russische Position nach dem Attentat sei gewesen, schreibt Clark, »Wien stehe überhaupt kein Recht zu, Gegenmaßnahmen zu ergreifen«.³⁷ Die Argumentation der Kritiker Clarks beruht auf einem ähnlichen Legitimitätskalkül, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Das »blame game« ist die Folge.

Eine weitere Möglichkeit bleibt, die Geschichte der Julikrise ohne Anklageschrift darzustellen. Diese liegt nun in ausgeklügelter Form aus der Feder des kanadischen Historikers Gordon Martel vor.³⁸ Hier liegt der Schlüssel darin, dass der Historiker den Anspruch auf Allwissenheit aufgibt und dem Leser die einschlägigen Ereignisse und Entscheidungen *à la manière* eines Kriminalromans darbietet. Martel nimmt die Arbeit Ian Rankins als Muster, in dem der Hauptcharakter, Inspektor John Rebus, »mit widersprüchlichem Beweismaterial ringen und die Verlässlichkeit der Zeugen und die Klugheit – oder Dummheit – derjenigen Personen beurteilen muss, mit denen er zu tun hat«.³⁹ Auf die Julikrise übertragen, zwingt dieser Zugang zum Beweismaterial den Leser, aufgrund der dargebotenen Belege das eigene Urteil über die Kriegsverantwortung zu fassen. Die Darstellung setzt sich dementsprechend aus einer Folge von diplomatischen Vorkommnissen zusam-

35 James Joll, 1914. The Unspoken Assumptions, London 1968.

36 Otte, July Crisis, S. 506.

37 Clark, Die Schlafwandler, S. 523.

38 Gordon Martel, The Month that Changed the World, Oxford/New York etc. 2014.

39 Ebd., S. XII.

men, die ohne Gewichtung oder Bewertung der Vorgänge aneinandergereiht werden. Die Methode scheint viel mehr geeignet, Fragen zu stellen, als Antworten darzulegen. So liest man beispielsweise vom 23. Juli, als das österreichische Ultimatum überreicht wird: »Wollte Deutschland Österreich zurückhalten oder zum Handeln vorantreiben? Würde Russland Serbien beistehen, als dieses sich den österreichischen Forderungen widersetzte? Würde Frankreich Russland zur Zurückhaltung raten oder es vorantreiben?«⁴⁰

Das Verfahren wirkt faszinierend, wirft aber selbst eine Reihe von grundsätzlichen Fragen auf. Der fiktive Detektiv muss nach Lage der Dinge auf die Allwissenheit verzichten, der Autor, und heiße er Ian Rankin oder Gordon Martel, kann es dagegen nicht. Schon in beiläufigen Bemerkungen zu den Vorgängen (»Diese Wendung änderte den Verlauf der Krise«) lässt Martel wohl unabsichtlich durchblicken, dass er viel mehr weiß, als er dem Leser gegenüber beteuert.⁴¹ Das letzte Kapitel bringt schließlich des Rätsels Lösung: Als versammle der Detektiv alle Verdächtigen um sich, präsentiert der Historiker einen Überblick über alle möglichen Schuldzuweisungen, die von Sidney Fay bis Fritz Fischer historiografisch dargeboten wurden, um alle letztlich wegen ihrer Allwissenheitsansprüche zurückzuweisen. »Alles, was wir wissen können«, erklärt Martel, ist »wie sich die Akteure verhielten«, »wie ihr Handeln in rationellem Selbstinteresse begründet war.«⁴² Aus dieser Sicht stellt sich endlich heraus, dass jeder – und das heißt kein – Teilnehmer an der Julikrise des Ausgangs schuldig sei. Die einzige gültige Erklärung für den Kriegsausbruch sei die Hybris aller Beteiligten »in Verbindung mit dem Zufall und den Umständen.«⁴³ Dieses verwässerte Ende der Geschichte bringt jedoch keine Befriedigung, und zwar aus zwei verwandten Gründen. Zum einen entspricht es – und hier kann man sich wieder auf die deutsche Aufnahme von Clarks Ende derselben Geschichte berufen – keinen allgemeinen Erkenntnisinteressen. Zum anderen bietet der von Martel versuchte Zugang eher eine Chronik der Julikrise als eine Geschichte, das heißt eine historische Erzählung, die die Vorgänge narrativ, nicht nur zeitlich, sondern auch kausal und nach einer Bedeutungsskala organisiert. Dass das Bedürfnis, die Ereignisse der Vergangenheit auf gerade diese Art und Weise zu organisieren, eine grundsätzliche ist, beweist sich jedenfalls überall in der neueren Literatur zum Ersten Weltkrieg.

II. ALLGEMEINE DARSTELLUNGEN

Der Krieg, der August 1914 den kritischen Entscheidungen vom Juli folgte, entwickelte sich rasch in einen Konflikt gewaltigen, kaum vorstellbaren Ausmaßes. Das Scheitern der deutschen Westoffensive im September 1914 brachte den strategischen Wendepunkt. Danach führten der Stillstandskrieg im Westen und der mobilere, dennoch kaum schnell zu gewinnende Krieg im Osten dazu, dass die beteiligten Staaten beiderseits ihre materiellen, menschlichen und moralischen Ressourcen kompromisslos mobilisierten. Diese Anstrengungen ließen keinen Menschen in den kriegführenden Ländern Europas – ob Mann, Frau oder Kind – unberührt, sodass es keine Übertreibung darstellte, als man schon 1916 vom »totalen Krieg« zu reden begann.⁴⁴

40 Ebd., S. 157.

41 Ebd., S. 138.

42 Ebd., S. 429f.

43 Ebd., S. 431.

44 Vgl. Roger Chickering, Wann wurde der Krieg total?, in Cornelia Rauh/Arnd Reitemeier/Dirk Schumann (Hrsg.), Kriegsbeginn in Norddeutschland. Zur Herausbildung einer »Kriegskultur« 1914/15 in transnationaler Perspektive, Göttingen 2015, S. 41–54.

Die Folgen dieser Sachlage für die Historiografie des Weltkriegs sind ebenfalls gewaltig gewesen. Wie sollte man die Geschichte eines solchen Kriegs schreiben? »Kriegsgeschichte« lässt sich nicht mehr auf die Operationen der Millionenheere in den verschiedenen Kriegsschauplätzen beschränken, sondern umfasst alle vom Krieg in Mitleidenschaft gezogenen Lebensbereiche, sowohl auf dem Schlachtfeld als auch in der Heimat: Nicht nur Strategie, Taktik und Rüstungen, sondern auch Beziehungen zwischen Front und Heimat, Tod, Krankheit, industrielle wie landwirtschaftliche Produktion, Volksernährung, Klassengesellschaft, Alterskohorten, Mobilisierung der Moral, Sinnstiftung des Kriegs, Zensur, Volkssitten, Kriegskriminalität, Widerstand, Politik und Diplomatie spielen eine Rolle. Die Liste lässt sich fast beliebig verlängern. Je länger die Liste, desto schwerer die Herausforderung für Historikerinnen und Historiker, die Geschichte des Kriegs thematisch zu organisieren, zumal wenn man sich bemüht, die Entwicklungen in den verschiedenen kriegsbeteiligten Ländern vergleichend zu analysieren. Vor allem in den Verliererländern, wo der Krieg in ein unglückliches Ende kulminierte, stellt sich zudem die narrative Frage nach einem geeigneten »Plot« oder Erzählmuster des Kriegs als schwierig dar. Die vielen allgemeinen Darstellungen, die in der letzten Zeit erschienen sind, deuten allerdings auf eine breite Palette der interpretativen Optionen hin.

Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, dass das riesige Ausmaß des Materials eine kohärente narrative Geschichte des Weltkriegs von vornherein ausschließt. Eine geeignete Darstellungsweise stellt stattdessen die Enzyklopädie dar, die die verschiedenen Topoi des Kriegs schematisch arrangiert.⁴⁵ Glücklicherweise kann man in diesem Fall auf ein historiografisches Prachtstück des Gedenkjahres hinweisen, die groß angelegte »Cambridge History of the First World War«, die in drei Bänden unter der Leitung von Jay Winter, einem mehrfach ausgewiesenen Manager wissenschaftlicher Zusammenarbeit am Ersten Weltkrieg, veröffentlicht wurde.⁴⁶ Hier wird der Krieg in insgesamt 73 mehr oder weniger selbstständigen Essays jeweils von einem führenden Experten in atemberaubender, transnationaler Breite dargestellt. Es fängt im ersten Band mit der Militärgewalt an, den militärischen Operationen in den verschiedenen Kriegsschauplätzen in Europa und um die Welt, wobei auch Kriegsgräuel, Genozid und Kriegsrecht in Betracht kommen. Der zweite Band wendet sich der Politik zu und nimmt die Organisation der politischen Macht, der Streitkräfte und der Kriegsressourcen sowie die Diplomatie des Kriegs unter die Lupe. Im dritten Band kommen Gesellschaft und Kultur an die Reihe: das private Leben, die Geschlechterbeziehungen (die das Thema einiger der besten Beiträge des ganzen Werks sind), Demografie, Tod und Verwundung, die »Mobilisierung der Geister«, Religion, Kunst und Kriegsdenkmäler. Ein letzter Teil dieses Bandes widmet sich der Nachkriegszeit und den Kosten des Kriegs.

Nörgeln kann man schon über manche Kleinigkeit. So sind organisatorische Ungereimtheiten zu verzeichnen, die Tatsache etwa, dass die Essays über »Armed Forces« einschließlich der Taktik, Logistik, Technologie und Rüstung erst im etwas zusammenhanglosen zweiten Band verortet sind, wo es um den Staat geht (aber auch unter anderem um Wirtschaft, Gesellschaft und Naturwissenschaft). So vermisst man eine Analyse der übergreifenden Verbindungen zwischen den verschiedenen Lebensbereichen des Kriegs. In dem

45 Vgl. *Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz* (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 2., erneut aktual. u. erw. Aufl., Paderborn 2009; *John Horne* (Hrsg.), *A Companion to World War I*, Chichester 2010; *Stéphane Audoin-Rouzeau/Jean-Jacques Becker* (Hrsg.), *Encyclopédie de la Grande Guerre 1914–1918*, Paris 2004; sowie 1914–1918 online. *International Encyclopedia of the First World War*, URL: <www.1914-1918-online.net> [1.10.2016].

46 *Jay Winter* (Hrsg.), *The Cambridge History of the First World War*, Bd. 1: *Global War*; Bd. 2: *The State*; Bd. 3: *Civil Society*, Cambridge University Press, Cambridge 2014, 771, 802, 779 S., geb., 295,00 £.

Maß, wie die ganze Arbeit einem leitenden Zugang zum Weltkrieg verpflichtet ist, liegt dieser im Begriff der »war culture«, also in der These, dass in allen beteiligten Staaten ein tief liegender kultureller Konsens oder, wie Annette Becker schreibt, »von allen Bürgern allgemein geteilte Empfindungen« das jahrelange Durchhalten und das Tragen der ungeheuren Kriegsofener sowohl im Felde als auch in der Heimat ermöglichten.⁴⁷ Somit ist es kein Zufall, dass zahlreiche Historikerinnen und Historiker in der »Cambridge History« vertreten sind, die mit der »Historiale de la Grande Guerre« in Peronne assoziiert sind, wo der Begriff der Kriegskultur gleichsam geboren wurde.

Lockere Zusammenhänge und eine unterentwickelte narrative Struktur sind jedoch Schwächen des enzyklopädischen Genres an sich und schmälern den Wert dieser Arbeit kaum. Es handelt sich um eine große Leistung, einen geografisch wie thematisch umfassenden Überblick über den Zeitraum des Weltkriegs. Die Essays sind fast ausnahmslos von hoher Qualität und beruhen auf der neuesten Forschung. Die bibliografischen Essays bringen zudem wertvolle Wegweiser durch die dramatisch wachsende wissenschaftliche Literatur zum Ersten Weltkrieg. Die »Cambridge History« darf also auf Jahre hinaus ein unentbehrliches Nachschlagewerk bleiben.

Auf den ersten Blick bietet das von Niels Werber, Stefan Kaufmann und Lars Koch herausgegebene »Kulturwissenschaftliche Handbuch« des Weltkriegs einen geografisch wie thematisch kompakteren Überblick.⁴⁸ Das Handbuch beschränkt sich »aufgrund seiner kulturwissenschaftlichen Zuspitzung« auf den deutschsprachigen Raum (ob dieselbe Zuspitzung auch für andere Kulturräume angemessen wäre, sei dahingestellt).⁴⁹ Das Interesse der Beiträge gilt dem Krieg als Kulturerscheinung oder, wie es etwas umständlich heißt, dem »kulturellen Ermöglichungszusammenhang des Weltkrieges«: »der kommunikativen, symbolisch-kulturellen Rahmung, Formierung, Reflexion und Resonanz der sozialen, ökonomischen und technologischen Entwicklungen«.⁵⁰ Außerdem gilt es, die narrative Frage nach der Verortung des Kriegs als kulturellen Bruch in Betracht zu ziehen, um die Zäsuren beziehungsweise die vom Krieg katalysiert laufenden Kulturprozesse festzustellen. Das Autorenteam setzt sich aus sieben Historikern, sieben Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern, drei Medienwissenschaftlern und zwei Soziologen zusammen. Das Ergebnis ihrer Arbeiten ist trotz der thematischen Einschränkungen eine bunte Mischung, die nicht nur die methodische Vielfalt, sondern auch die geräumige Definition des Gegenstands widerspiegelt.

In seinem provokanten Essay über »Medien des Krieges« bringt es Bernd Hüppauf, ein Literaturtheoretiker, wohl am deutlichsten auf den Punkt, wenn er schreibt, es gebe »keinen Krieg ohne Diskurs«.⁵¹ Die Beiträge des Bandes widmen sich demnach den verschiedenen Diskursen, die im Kriege zur Verfügung standen und in welche man Kriegswahrnehmungen und Kriegserfahrungen sinnstiftend einzubetten suchte. So boten sich beispielsweise die schon seit dem 19. Jahrhundert geführten Diskurse zur Geopolitik, Globalisierung, Lebensreform, Kulturkritik, Nervosität, zum »paranoischen Phantasma« und zum Kulturkrieg an. Merkwürdig ist allerdings das Fehlen eines Beitrags über Religion und Konfession, und es weist auf ein breiteres Problem hin. Die infrage kommenden Diskurse sind in der Regel Elitenerscheinungen und die Frage bleibt eine Antwort schuldig, wie diese institutionell verankert waren oder sonst eine breitere soziale Resonanz finden

47 Annette Becker, Arts, in: ebd., Bd. 3, S. 504–527, hier: S. 504.

48 Niels Werber/Stefan Kaufmann/Lars Koch (Hrsg.), Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch, J. B. Metzler Verlag, Stuttgart/Weimar 2014, IX + 521 S., geb., 69,95 €.

49 Ebd., S. 2.

50 Ebd., S. 1.

51 Ebd., S. 311–339, hier: S. 311; vgl. Bernd Hüppauf, Was ist Krieg? Zur Grundlegung einer Kulturgeschichte des Kriegs, Bielefeld 2013, S. 28–36.

konnten. Außerdem werden die Beziehungen zwischen den verschiedenen Diskursen, wie auch die Beziehungen zwischen Kultur und anderen im Band vorgestellten Dimensionen des Kriegs – wie Taktik und Strategie, Waffen und Munition, industrielle Produktion und Mangelwirtschaft – nicht thematisiert, es sei denn, wie der Beitrag Hüppauffs nahelegt, man könnte sämtliche Dimensionen des Kriegs auf Diskurse beziehen (oder reduzieren). Mit dieser Proposition können Historiker schwerer umgehen als Kulturwissenschaftler, obwohl es Jörn Leonhard in seinem Beitrag gelingt, die Kriegswirtschaft (sprich: »Deutsche Wirtschaft«) auf den Kulturkriegsdiskurs der Intellektuellen seit 1914 zu beziehen. Im letzten Teil des Bandes werden die Diskurse bis in die Nachkriegszeit weitergeführt, wo es zentral um Kontinuitäten und Diskontinuitäten geht. Neben Überblicken über Militarismus, Kunst, Literatur, Sozialtheorien und die neuen Medien der 1920er-Jahre ragt der Beitrag Martin Geyers über Belagerungszustand und Ausnahmezustand hervor, der im Lichte der Regierungspraxis in Deutschland den Bogen zwischen dem Weltkrieg und dem »Dritten Reich« spannt. Ein interessanter Essay von den Philologen Oliver Jahraus und Christian Kirchmeier, die die Katastrophenmetapher als Alternative zur Kriegsschuldzuweisung analysieren, bringt den Band zum Abschluss.⁵² Alles in allem empfiehlt sich das »Kulturwissenschaftliche Handbuch« wegen seiner Multidisziplinarität sehr als Nachschlagewerk. Die einzelnen Essays bieten, wenn auch zum Teil katalogartig, einen reichen Informationsfundus zur Ideen- und Kulturgeschichte des deutschen Kriegs.

Neben dem Buch Christopher Clarks und den damit verbundenen Kontroversen war das Gedenkjahr des Kriegs in Deutschland vornehmlich durch das Erscheinen mehrerer umfangreicher, an die 1.000 Seiten zählender Darstellungen des Kriegs gekennzeichnet. Diese unterscheiden sich von den Enzyklopädien beziehungsweise den Handbüchern dadurch, dass sie mehr als einen kategorisierten Überblick über die Ereignis- und Erfahrungsbereiche des Weltkriegs bieten. Zwischen diesen Bereichen versuchen sie, auch Kausalverhältnisse festzustellen, die sich historisch, mittels narrativer Kohärenz darstellen lassen. Solche Darstellungen möchten den Weltkrieg als Geschichte erzählen.

Die großen Bücher gehen von unterschiedlichen Ansätzen aus und kommen zu verschiedenen Ergebnissen. Als der wissenschaftlich beeindruckendste von allen ist eindeutig der Band Jörn Leonhards »Die Büchse der Pandora« zu verzeichnen, weil es dem Autor in fast jeder Hinsicht glänzend gelingt, aufgrund einer erschöpfenden Verarbeitung der Sekundärliteratur eine kohärente, thematisch wie geografisch umfassende, überzeugende Studie darzulegen.⁵³ Das in die Untersuchung einbezogene Material ist atemberaubend. Obwohl der analytische Schwerpunkt auf Deutschland liegt, führt dieser Band souverän vor Augen, in welchem Ausmaß dieser Krieg tatsächlich ein Weltkrieg gewesen ist: Kampfhandlungen wie Heimatfronten werden weltweit in die Analyse aufgenommen. Die thematische Breite der Untersuchung könnte man fast als enzyklopädisch bezeichnen, wenn nicht die narrative Entwicklung, die »Geschichte von Dynamiken und Eigenlogiken des einmal ausgebrochenen Krieges«, eine derart grundlegende Rolle spielte.⁵⁴ In einem effektiven Schema bringt die Organisierung des Bandes gerade diese narrative Dimension zum Ausdruck. Jedes der Hauptkapitel ist einem einzigen Kriegsjahr gewidmet, untergliedert sich aber in thematische Abschnitte, in welchen die jeweils markant werdenden Entwicklungen des Jahres essayistisch in die Untersuchung einbezogen sind. Der Abschluss jedes Kapitels, der sich dann auf die laufende Summe der Kriegsmonate am Jahresabschluss bezieht, soll die sich verlängernde Dauer mit den akkumulierenden Lasten und

52 Oliver Jahraus/Christian Kirchmeier, Ausblick: Der Erste Weltkrieg als Katastrophe, in: Werber/Kaufmann/Koch, Erster Weltkrieg, S. 495–509.

53 Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, C.H. Beck Verlag, München 2014, 1.157 S., geb., 38,00 €.

54 Ebd., S. 28.

Kosten des Kriegs unterstreichen. So beginnt beispielsweise das fünfte, mit »Abnutzen und Durchhalten« betitelte, das Jahr 1916 behandelnde Kapitel mit den räumlich expandierenden und intensivierenden Kampfhandlungen, nimmt dann die Entwicklungen der »Durchhalte-Gesellschaften« in der Heimat, die allgemein wachsende Krise der politischen Legitimation, die Fronterfahrungen und deren kulturelle Bewältigung, die kulturellen wie medizinischen Bemühungen um die soldatischen Opfer des Kriegs, die Kommunikation beziehungsweise Meinungslenkung an der Front und in der Heimat, schließlich die bildlichen und bühnischen Inszenierungen des Kriegs ins Visier. Ein letzter Abschnitt, »29 Monate Krieg«, bringt zusammenfassende Überlegungen über das Jahr 1916 als Wendepunkt, als »Auftakt zu einem Formwandel des Krieges«.⁵⁵

Insgesamt richtet sich hier die analytische Grundtendenz ins Allgemeine und Strukturelle aus, wobei gemeinsam geteilte Erfahrungen titanischer, vom Krieg entfesselter Kräfte das Hauptthema bilden. So fällt der Nachdruck auf die sich unerbittlich verbreitende Herrschaft des industrialisierten Todes unter dem Zeichen der »Totalisierung« des Kriegs, die wachsende Macht des Kriegsstaats, die allgemeine Krise des Liberalismus und auf die vielfältigen Anstrengungen, dem Krieg einen Sinn abzugewinnen. Von einem deutschen Sonderweg ist nicht die Rede. Umso auffallender wirkt die Offenheit der Erzählung, das Fehlen von jedem Determinismus der Entwicklungen. Auch der Kriegsausgang sei, wie Leonhard erklärt, bis Ende 1918 »unabsehbar und offen« gewesen.⁵⁶ Dieses Urteil, das nicht überall auf Zustimmung stoßen wird, beruht auf einer sehr günstigen Einschätzung der deutschen Erfolgsaussichten im Frühjahr 1918, wobei der Autor sich auf die Arbeit David Stevensons über die deutsche Westoffensive beruft.⁵⁷ Dennoch wirkt das Endurteil durchaus konsequent und überzeugend. Der Krieg endet tragisch im klassischen Sinne. Keine Macht habe ihn gewonnen, verloren haben alle. Der »eigentliche Sieger« sei »der Krieg selbst«. Das »Prinzip des Krieges, der totalisierbaren Gewalt als Möglichkeit«, habe sich behauptet und somit der Hoffnung auf ein als glücklich vorstellbares Ende, einen »war to end war«, eine bittere Enttäuschung erteilt.⁵⁸ Leonhards Buch selbst ist alles andere als eine Enttäuschung. Es ist eine gewaltige Leistung, ein historiografischer Höhepunkt des Gedenkjahres.

Der Schlagler des Gedenkjahres ist es jedoch nicht gewesen. Diese Auszeichnung gehört einem anderen Buch, dessen Popularität fast mit der Christopher Clarks wetteifert und, ungeachtet des andersartigen methodischen Ansatzes, ähnliche politische Fragen aufwirft.⁵⁹ Der Autor, Herfried Münkler, ist Politologe. Auf den ersten Blick entspricht das Buch mit seiner geografischen Fokussierung auf Deutschland und seinem thematischen Schwerpunkt in den militärischen, politischen und diplomatischen Entwicklungen des Kriegs einem tradierten deutschen historiografischen Muster.⁶⁰ Aber der Eindruck täuscht. Die Interessen Münklers gelten weniger einer historischen Darstellung des Kriegs als vielmehr einem »Lehrstück der Politik«, einer politiktheoretischen Analyse der Fehlentscheidungen, die »die unzureichend informierten und voreingenommenen Akteure« in der deutschen politischen und militärischen Führung trafen. Als leitenden Maßstab dieser »Reihe von Fehlurteilen und Fehleinschätzungen« setzt Münkler den nüchternen politi-

55 Ebd., S. 609.

56 Ebd., S. 1003.

57 *David Stevenson*, *With Our Backs to the Wall. Victory and Defeat in 1918*, London 2011.

58 *Leonhard*, *Die Büchse der Pandora*, S. 999.

59 *Herfried Münkler*, *Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918*, Rowohlt Verlag, Berlin 2013, 923 S., geb., 29,95 €.

60 Vgl. *Peter Graf Kielmansegg*, *Deutschland und der Erste Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1968; *Hans Herzfeld*, *Der Erste Weltkrieg*, München 1968; *Karl Dietrich Erdmann*, *Der Erste Weltkrieg*, München 1980.

schen Realismus, der wiederholt in der Gestalt Max Webers auf die historische Bühne tritt, und er stellt die Frage: Wie »hätten bei vollständiger Information jeweils rationale Entscheidungen ausgesehen«?⁶¹ Die Tragödie des Kriegs, »das Verhängnis der Deutschen«, sei demzufolge der gescheiterte politische Lernprozess der deutschen Führung, sodass dem Realismus entsprechende Entscheidungen allein auf der militärtaktischen, nicht aber auf der strategischen oder politischen Ebene der rationalen Interessenverfolgung erzielt werden konnten.⁶² Dieses Ungleichgewicht müsse umso verhängnisvoller ausfallen, als die Deutschen mit den schweren politischen Herausforderungen ihrer geopolitischen Lage in der Mitte Europas zu ringen hatten, die viel »politisches Geschick« voraussetzten.⁶³

So wird in Münklers Untersuchung die Geschichte als Dienerin der Politikwissenschaft herangezogen und konjunktiv umgesetzt, da es sich schließlich um die Sache handelt, »was man hätte tun sollen«. Die Darstellung beginnt mit einer ausführlichen Analyse der Julikrise, die, bei allem Verständnis für die Legitimität der deutschen Sache, in der Kritik gipfelt, dass Deutschland als Macht der europäischen Mitte »eine politisch besonders achtsame und die Eskalationsrisiken moderierende Politik« hätte betreiben sollen.⁶⁴ Aus der deutschen Kriegszieldebatte habe sich dann dank der »Naivität und Dummheit« der Beteiligten, dank des Fehlens aller Koordination und Anpassung ans politisch Mögliche, »ein Stimmengewirr« ergeben, das den (falschen) Eindruck »eines kollektiven Größenwahns« erwecken musste.⁶⁵ Die deutsche Entscheidung im Frühjahr 1917, auf den uneingeschränkten U-Boot-Krieg überzugehen, sei ein Fallbeispiel für die Verfolgung von Zielen »ohne die Berücksichtigung unbeabsichtigter Effekte in der Politik«.⁶⁶ Sie belege auch den »Niedergang der deutschen Geisteswissenschaften«, deren Vertreter dem U-Boot-Krieg »propagandistischen Flankenschutz« leisteten, weil sie, im Gegensatz zu Sozialwissenschaftlern wie Max Weber, politisch-theoretisch naiv und ungeschult »mehr Wert auf die Intentionalität des Handelns als auf dessen funktionale Effekte« legten.⁶⁷ Die letzten Jahre seien voll von verpassten Möglichkeiten eines akzeptablen Kriegsendes: so im Dezember 1916, wenn die Deutschen der Friedensinitiative Präsident Woodrow Wilsons ihr Entgegenkommen hätten signalisieren sollen; so im Juli 1917, als die Mehrheitsparteien im Reichstag alles hätten tun sollen, »um Bethmann Hollweg im Amt zu halten und seine Position zu stärken«; so im Frühjahr 1918, als der Kaiser, wie es seine Aufgabe gewesen wäre, Erich Ludendorff durch Wilhelm Groener hätte ablösen sollen.⁶⁸

Die politischen Alternativen, die der Verfasser befürwortend in Aussicht stellt, sind alle durchaus sinnvoll und hätten, wären sie in die Tat umgesetzt worden, zweifellos der Herrschaft der deutschen Heeresleitung Einhalt geboten, deren wachsende Macht den eigentlichen Plot dieser Erzählung ausmacht. Ob sich unter diesen Umständen auch ein Verhandlungsfrieden als eine praktische Möglichkeit erwiesen hätte, steht auf einem anderen Blatt. Die historische Frage lautet vielmehr, warum man eine solche sinnvolle Politik nicht ergreifen konnte. Die These Münklers, es habe in erster Linie mit der Qualität der deutschen Führung zu tun gehabt, bleibt eine Antwort auf viele weitere Fragen schuldig, die sich allein innerhalb der von ihm vorgezogenen Themenbereiche der Politik- und Militärgeschichte kaum beantworten lassen.

61 Münkler, *Der Große Krieg*, S. 14f.

62 Ebd., S. 20.

63 Ebd., S. 24.

64 Ebd., S. 104.

65 Ebd., S. 219 und 222.

66 Ebd., S. 584.

67 Ebd., S. 513 und 584.

68 Ebd., S. 625, 635 und 679.

Die Kritik des Historikers an diesem Projekt ist aber in einem wichtigen Sinne unfair. Es war nicht einmal die Absicht Herfried Münklers, eine historische Darstellung zu schreiben. Er interessiert sich vielmehr für die allgemeinen Prinzipien effektiven politischen Handelns, wobei die Geschichte Deutschlands im Ersten Weltkrieg ihm als Politikwissenschaftler eine reiche Fülle negativer Lehrbeispiele bietet: Geschichtsschreibung als angewandte Politikwissenschaft. Der eigentliche Gegenstand des Buchs ist schließlich nicht einmal das kaiserliche Deutschland, sondern vielmehr die »neue« Bundesrepublik. In diesem Lichte erklären sich wohl vor allem die hohen Auflagen von Münklers Buch, dessen zeitpolitischen Implikationen dieselbe Tendenz wie diejenigen Clarks haben. Deutschland, heißt es nach Münkler, nehme am Anfang des 21. Jahrhunderts wieder eine Position ein, »die sich strukturell nicht wesentlich von der unterscheidet, die es zu Beginn des 20. Jahrhunderts innehatte.«⁶⁹ Obwohl sie über die EU, die nukleare Bewaffnung und die europäischen Kriegserfahrungen der dazwischenliegenden Zeit hinwegspringt, steht hier die Gültigkeit dieser Aussage nicht zur Debatte. Münklers Analyse der deutschen Politik im Ersten Weltkrieg funktioniert schließlich als Katalog der politischen Missstände und Fehlritte, die die nun führende »Macht in der Mitte« Europas, wie der Verfasser die Bundesrepublik unlängst charakterisiert hat, zu vermeiden habe, falls sie diese Führungsrolle nicht wieder einmal verspielen wolle.⁷⁰ Diesmal kann das Projekt allerdings den ideologischen Flankenschutz der Politikwissenschaft beanspruchen.

»Es ist aber nicht unsere Sache, der Geschichte hinterherzurufen, wie sie klüger hätte handeln sollen.«⁷¹ Man könnte diese Auslassung als Kritik gerade an der Vorgehensweise Herfried Münklers auffassen, wäre der Autor in seinem eigenen Beitrag zu den großen Darstellungen des Jahres 2014 nicht auf die gleiche Weise vorgegangen, wenn auch ohne die Berufung auf die Politikwissenschaft. Jörg Friedrichs Buch ist auch ein merkwürdiges Dokument – eigenwillig, provokant, pervers, unterhaltsam, zum Teil fesselnd. Es hätte wohl den Titel »Der einsame Weg des deutschen Michels nach Versailles« tragen können, soweit dieser Topos die Schuldlosigkeit und Gutgläubigkeit der Deutschen nahelegt. Es geht nach Friedrich um die Tragödie des Deutschen Reichs, das am Anfang militärisch, wirtschaftlich, sozial und kulturell »den Neid der Völker auf sich gezogen« habe, aber im Laufe des Kriegs gegen den eigenen Willen in die »Parias des Westens« verwandelt und als »aggressiv, reaktionär, rechtsverachtend, schuldbeladen« verdammt werden solle.⁷² Zwei Themen ordnen das Erzählmuster. Das eine ist das Heroisieren des einsamen, allen anderen militärisch überlegenen Deutschen Reichs, der stärksten Macht Europas, die »die schwächsten Partner und die meisten Gegner« habe.⁷³ Das andere Thema, das eigentlich das Hauptmotiv von Friedrichs Geschichte des Ersten Weltkriegs sowie das Bindeglied zu seiner Geschichte des Zweiten Weltkriegs bildet, ist die rücksichtslose Viktimisierung der Deutschen durch die Westmächte.⁷⁴

Neben den diplomatischen Beziehungen des Kriegs, namentlich den vergeblichen deutschen Bemühungen um einen Verhandlungsfrieden, untersucht das Buch in massenhaftem Detail und auf Grundlage zum Teil älterer Sekundärliteratur die militärischen Operationen sowohl im Osten, wo die Deutschen den Krieg gewannen, wie auch im Westen, wo die »Koalition der Schwächeren« den Krieg mit tragischen Folgen (sprich: »Versailles«)

69 Ebd., S. 787.

70 *Herfried Münkler*, *Macht in der Mitte. Die neuen Aufgaben Deutschlands in Europa*, Hamburg 2015.

71 *Jörg Friedrich*, *14/18. Der Weg nach Versailles*, Propyläen Verlag, Berlin 2014, 1.071 S., geb., 34,99 €, S. 912.

72 Klappentext zur 1. Aufl. Der Passus »Neid [...] schuldbeladen« fehlt im Klappentext zur 2. Auflage; *Friedrich*, *14/18*, S. 540.

73 Ebd., S. 324.

74 Vgl. *Jörg Friedrich*, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, München 2002.

gewann.⁷⁵ Über Wirtschaft, Gesellschaft oder Kultur der Heimatfront ist bei Friedrich so gut wie nichts zu finden. Fast ein Viertel des Buchs ist dem Kriegsausbruch gewidmet, wobei es zu zeigen gilt, dass die deutsche Führung sich in aller Naivität von den Wiener »Kriegsgrafen« und den Provokationen der Russen in den Krieg habe treiben lassen.⁷⁶ Der Wendepunkt des Kriegs komme kurz danach, nicht an der Marne, sondern in Belgien mit den sogenannten deutschen Gräueln. In dieser Verbindung argumentiert der Autor, dass die Deutschen sich gegenüber der belgischen Zivilbevölkerung durchaus korrekt benommen hätten, kaum anders als die Briten, Franzosen, Belgier oder Amerikaner in vergleichbaren Situationen des kolonialen Kleinkriegs es getan haben. Trotzdem trete nun das Unerwartete ein. In einem Akt der monströsen Heuchelei nutzten die Westalliierten die Ereignisse in Belgien aus, um den strategisch festgefahrenen, »sinnverlassenen« Krieg im Westen »ein Thema« zu geben und in etwas ganz Neuartiges umzuwandeln – einen »bestialisierten« Krieg gegen einen nun als Barbarenhorde verteufelten deutschen Feind.⁷⁷ So eröffnete sich der durch die geniale britische Propaganda inszenierte moralische Krieg, in dem die Gegner Deutschlands scheinheilig zum Zweck der »bedingungslosen Unterwerfung des Reiches« vor keiner Maßnahme zurückschreckten, auch nicht vor der Hungerblockade (die, wie der Autor nebenbei bemerkt, mehr deutsche Opfer als der alliierte Bombenkrieg des Zweiten Weltkriegs forderte).⁷⁸ Als Verkörperung und Vorbild der Heuchelei, als Verhängnis der Deutschen, entlarve sich allmählich US-Präsident Woodrow Wilson, der ein »verschlossener, skrupelloser Mann«, dazu (und hier zeigt auch Friedrich seinerseits Scharfsinn für die politischen Irrwege der Wissenschaft) als Geisteswissenschaftler anfällig für den Messianismus gewesen sei.⁷⁹ Wilson verfolge rücksichtslos die Interessen der amerikanischen Wirtschaftsmacht am fortdauernden Krieg. Außerdem versuche er durch seinen Vertreter Edward Mandell House, die deutschen Friedensbemühungen zu untergraben, deren Erfolgsaussichten Friedrich auch fürs Frühjahr 1918 hoch einschätzt, hätten sich die Deutschen nur dazu bringen lassen, Elsass-Lothringen an Frankreich zurückzugeben. »Es kann nicht oft genug wiederholt werden«, konstatiert der Autor, »daß politische Alternativen solidester Art sich boten«.⁸⁰

Problematisch an all dem ist die Erklärungskraft des angebotenen Deutungsmusters. Die Schwierigkeit beziehungsweise die Unmöglichkeit eines Verhandlungsfriedens lässt sich kaum ohne eine Analyse der in allen kriegführenden Ländern steigenden Kriegslasten erklären, die alles andere als die diplomatische Kompromissbereitschaft förderten. In dieser Hinsicht ist der Ansatz Jörn Leonhards weit hilfreicher. Darüber hinaus richten sich die Erklärungskategorien in Friedrichs Buch schließlich nach den Vorgaben der deutschen Kriegspropaganda aus, sodass sich eine Art Verteufelung der Westalliierten ergibt.⁸¹ Dass die Alliierten der brutalen Heuchelei und zynischen Selbstgerechtigkeit schuldig waren, ist unbestritten.⁸² Unklar ist hingegen, was mit einer derartigen Feststellung erklärt

75 Ebd., S. 1003.

76 Ebd., S. 68.

77 Ebd., S. 512.

78 Ebd., S. 540 und 693.

79 Ebd., S. 722 und 847. An diesem Punkt irrt er sich allerdings. Wilson hatte seinerzeit einen Lehrstuhl in Princeton für Rechtswissenschaft und Politikwissenschaft bekleidet.

80 Ebd., S. 915.

81 Das Spiegelbild dieser Argumentation ist nun im Band Isabel Hulls zu finden, der gleichsam nach den Vorgaben der britischen Kriegspropaganda davon ausgeht, dass die britische Verpflichtung gegenüber dem Völkerrecht nicht nur genuin, sondern auch handlungsleitend war. Vgl. *Isabel V. Hull, A Scrap of Paper. Breaking and Making of International Law during the Great War*, Oxford 2014.

82 Nicht unbestritten dagegen ist die These Friedrichs, dass es »zur See kein Recht auf Hungerblockade« gibt. *Friedrich*, 14/18, S. 695; vgl. *Hull, A Scrap of Paper*, S. 163–167.

wird, es sei denn, wie gerade schon in der damaligen deutschen Kriegspropaganda endlos thematisiert, die Deutschen seien Opfer der unlauteren Kampfmittel ihrer Gegner gewesen.

Ein weiterer erwähnenswerter Beitrag zu den größeren Darstellungen des Kriegs ist noch nicht in einer deutschen Übersetzung erschienen. »Ring of Steel« stammt aus der Feder des jungen britischen Historikers Alexander Watson, der schon eine ausgezeichnete vergleichende Studie der Kampfmentalität in den deutschen und britischen Armeen vorgelegt hat.⁸³ Die Besonderheit seines neuen Bandes liegt in der Tatsache, dass Deutschland und die Habsburger Monarchie zusammen den Untersuchungsgegenstand ausmachen.⁸⁴ Aus dieser Entscheidung des Verfassers ergibt sich ein interessanter Perspektivenwechsel. Auf der einen Seite funktioniert Ostmitteleuropa nun als Hauptschauplatz des Kriegs, auf der anderen Seite bilden die gemeinsamen internen Entwicklungstrends der Zentralmächte ein Hauptthema der Untersuchung. Watson argumentiert überzeugend, dass die russische Invasion Ostpreußens und Galiziens am Anfang des Kriegs einen entscheidenden Moment darstelle. Deutscherseits schürte sie das »formative Trauma«, das den Krieg zuerst definitiv legitimierte, dann ließ sie, nachdem die Zentralmächte die russischen Heere 1915 aus Polen zurückdrängten, deutsche Visionen eines osteuropäischen Großreichs bis hin zu ihrer partiellen Verwirklichung 1918 aufblühen.⁸⁵ Für die Österreicher seien die Ergebnisse der russischen Invasion noch folgenschwerer, da die Russen die Landwirtschaft der reichen Provinzen Galiziens und der Bukowina systematisch zerstört und die Einwohner als Opfer einer ethnischen Säuberungsaktion massenweise vertrieben hätten. Auch nach der österreichischen Wiedereinnahme der Provinzen traten die Folgen der russischen Invasion offensichtlich in der Form andauernder kriegswirtschaftlicher Verluste und erhöhter ethnischer Spannungen auf. Auf diese Weise sei das Schicksal Ostmitteleuropas als »Bloodlands« des 20. Jahrhunderts schon während der ersten Phase des Ersten Weltkriegs angedeutet worden.⁸⁶

Nach Watsons Urteil war die innenpolitische Entwicklung beider Zentralmächte auf gleiche Weise durch den wachsenden Mangel an materiellen Ressourcen, namentlich an Nahrungsmitteln, sowie durch den Zusammenbruch der Bürokratien unter dem Druck der Knappheit geprägt. Da sich aber beide Regierungen weigerten, politische Reformen einzuleiten, die zur Teilnahme des Volks am Staat als Belohnung für die großen Kriegsanstrengungen hätten führen können, gerieten beide bis 1917 in eine »tiefe Legitimitätskrise«, die sich anscheinend nur mittels des Siegfriedens aufheben ließ.⁸⁷ Die Entscheidung der beiden Verbündeten, den Kampf weiterzuführen, heiße aber, wie der Autor schlussfolgert, »einen Weg einzuschlagen, der fast unvermeidlich in die Katastrophe führen musste«.⁸⁸

Der Band Watsons ist breiter gefasst als Holger Herwigs Studie, die auf die Kampfhandlungen der Zweibundarmeen fokussiert.⁸⁹ Besonders einleuchtend und erfolgreich ist Watsons Analyse der Entwicklungen im ostmitteleuropäischen Raum, während die Darstellung des Kriegs im Westen und Süden eher konventionell ausfällt. Gleichwohl provoziert das Buch eine Reihe von Fragen, die sich auf die Wahl des Forschungsgegenstands

83 Alexander Watson, *Enduring the Great War. Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies, 1914–1918*, Cambridge/New York etc. 2008.

84 Alexander Watson, *Ring of Steel. Germany and Austria-Hungary at War, 1914–1918*, London 2014, 816 S., geb., 30,00 £.

85 Ebd., S. 180f.

86 Ebd., S. 205; vgl. Timothy Snyder, *Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin*, München 2013.

87 Watson, *Ring of Steel*, S. 490.

88 Ebd., S. 491.

89 Holger H. Herwig, *The First World War. Germany and Austria-Hungary 1914–1918*, 2. Aufl., London 2014.

beziehen. Es ist manchmal unklar, was der »Stahl« gerade umringen soll, ob es um die Geschichte von zwei Staaten, des Zweibundes oder des ostmitteleuropäischen Schauplatzes geht. Es fragt sich, ob die Unterschiede zwischen den zwei Weltkriegsverbündeten nicht schwerer wogen als die Gemeinsamkeiten, vor allem angesichts der multiethnischen Zusammensetzung Österreich-Ungarns. Dies führte dazu, dass sich der Weltkrieg des Habsburgerreichs als eine Reihe von lokalen Konflikten gestaltete, nicht aber (abgesehen von dem Konflikt mit Italien) als ein »imperial war« – als ein Krieg, der reichsweiten Beifall genießen konnte. Den Problemen der Vergleichbarkeit lässt sich jedenfalls nicht ausweichen. Sie sind auf fast jeder Seite des Buchs mindestens implizit vorhanden und haben nicht nur mit Österreich-Ungarn und Deutschland zu tun. Die These, dass sich beide Staaten in einer Legitimationskrise befanden, macht die Frage unumgänglich, ob sich die autoritären Staaten des Zweibundes in dieser Hinsicht von den parlamentarischen Ententestaaten im Wesentlichen unterschieden und ob dieser Unterschied einen kriegsentscheidenden Nachteil brachte.

Watsons Buch ist mit etwas über 800 Seiten die kürzeste der großen allgemeinen Darstellungen des Kriegs. Für diejenigen Leser, denen ein derart ausgedehnter Umgang mit den Problemen des Weltkriegs ein Übermaß an Informationen bedeutet, gibt es inzwischen eine Auswahl kürzerer Darstellungen, die weniger Ansprüche an die Leser stellen, dafür aber kompetente, anschauliche Einführungen bieten. Die meisten dieser Darstellungen legen den Schwerpunkt auf Operationen, Politik und Deutschland, basieren auf der Sekundärliteratur und sind einem gemeinsamen Erzählmuster des Kriegs verpflichtet, das mit Kriegsausbruch und »Augusterlebnis« beginnt, um dann sukzessiv die Kampfhandlungen an verschiedenen Fronten, Kriegsziele beziehungsweise Kriegsdiplomatie, Mobilisierung des Materials und der Moral, wachsende Kriegsmüdigkeit und politische Spannung an der Heimatfront, dann die deutsche Niederlage im Westen unter die Lupe zu nehmen sowie den Nachkrieg zu tangieren. Gemeinsame Plot-Elemente dieser Darstellungen sind die deutsche Hauptverantwortung für den Ausbruch des Kriegs (über die Rolle der deutschen Risikopolitik scheint es immer noch einen Konsens zu geben), die wachsende »Totalisierung des Kriegs«, die autoritäre Vorherrschaft des Militärs als prägendes Merkmal des deutschen Kriegs und, damit verbunden, die katastrophale Entscheidung der Militärführung, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg aufzunehmen, der zum Kriegseintritt der USA führte und das Schicksal des Reichs besiegelte.⁹⁰

Von den kürzeren Darstellungen ist vor allem der von Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich verfasste Band zu empfehlen.⁹¹ Beide Autoren sind ausgewiesene Experten zum Ersten Weltkrieg, sodass die hier erzählte Geschichte auch ihre eigenen Forschungsarbeiten widerspiegelt. Der große Vorteil ihrer Arbeit ist, die wesentlich prozeduralen, vom Topos der Totalisierung bezeichneten Eigenschaften des Kriegs herauszuarbeiten – die Tatsache, dass der Krieg am Schluss etwas ganz anderes darstellte, als das, was er am Anfang gewesen ist. So sind auch die Ansätze zu einem internationalen Vergleich in der Argumentation vorhanden, soweit das Deutsche Reich an der nicht vollendeten Totalisierung nach britischem und französischem Muster zugrunde gehe. Dies zeige sich etwa in der »oberlehrerhaft« wirkenden deutschen Propaganda, der fehlenden industriellen Herstellung von Panzern und anderen unentbehrlichen Fahrzeugen und im Ausbleiben der parlamentarischen Reform und somit der vollständigen Integration des Volks in die Kriegsanstrengungen.⁹²

90 Hier sei nur darauf hingewiesen, dass der Verfasser dieser Zeilen auch einen Beitrag zur dieser Gattung gemacht hat: *Roger Chickering, Imperial Germany and the Great War, 1914–1918*, 3. Aufl., Cambridge/New York etc. 2014.

91 *Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich, Deutschland im Ersten Weltkrieg*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2013, 331 S., geb., 24,99 €.

92 Vgl. ebd., S. 100f.

Dasselbe Argument findet man auch in einem noch kompakteren Band aus der Feder Krumeichs in der Reihe »101 Fragen«.⁹³ Hier wird ein vertrautes Erzählmuster in Form von Fragen (»Was war die Hoyos-Mission?«, »Warum blieben alle Angriffe stecken?«) umrahmt.

In der Überblicksdarstellung von Oliver Janz treten ähnliche Thesen mit Bezug auf die Totalisierung des Kriegs und die Fehlentwicklungen des Deutschen Reichs hervor.⁹⁴ Ob schon Deutschland deshalb den Schwerpunkt der Untersuchung bildet, ist dieser Band geografisch erheblich breiter gefasst, sodass nicht nur die globalen Kriegsschauplätze, sondern auch Entwicklungen an den verschiedenen europäischen Heimatfronten in Betracht kommen, zum Beispiel in Italien, wo der Autor sich auf die eigenen Arbeiten berufen kann. Der Band erhebt den Anspruch, »systematische Schneisen« durch die Forschungsliteratur zu schlagen, was man vielleicht als Zeichen der Reife dieser Literatur annehmen sollte.⁹⁵ Die Untersuchung beruht allerdings auf einer Literatur, die man als »tertiär« beschreiben könnte, soweit in den Anmerkungen nicht einmal die Standardmonografien, sondern vor allem Einträge der neueren Enzyklopädien und Handbücher zum Weltkrieg vorkommen. Die Tatsache, dass Janz der Generalherausgeber der neuen Enzyklopädie »1914–1918 online« ist, mag zu dieser Praxis beigetragen haben. Eine noch kürzere, aber gelungene Einführung in den Ersten Weltkrieg als globalen Krieg hat außerdem Daniel Marc Segesser vor einigen Jahren vorgelegt.⁹⁶ Dieses Buch hat den weiteren Vorteil, die kriegsrechtliche Seite des Kriegs einzubeziehen. Obwohl nicht so geografisch breit angelegt, charakterisiert der kurze Band des Frankfurter Geschichtsdidaktikers Gerhard Henke-Bockschatz den Krieg im Allgemeinen als Kampf um die europäische Vormachtstellung. Er rahmt ihn in der »Konkurrenz der kapitalistischen europäischen Großmächte« ein und argumentiert, dass ein Kompromissfrieden schon aus dem Grund unvorstellbar gewesen sei, dass er den vollständigen Verzicht der einen oder anderen Seite auf Weltmachtspolitik erfordert hätte.⁹⁷ Zu den Stärken des Buchs gehört ein Kapitel über »Kriegskultur und Kulturkrieg«, das die Entwicklungen in Deutschland mit Tendenzen in anderen kriegführenden Ländern vergleicht.

Schon der Hinweis auf die Konkurrenz der kapitalistischen Großmächte als Kriegsgrund wirkt wie ein Nachklang einer alten, gern vergessenen deutschen historiografischen Tradition.⁹⁸ Nach diesem Deutungsmuster stand der Erste Weltkrieg nicht als Ur-, sondern als Endkatastrophe – als Krise, die durch die revolutionäre Umwälzung der kapitalistischen Besitzverhältnisse und deren Ablösung am Kriegsende in der Sowjetunion geprägt werden sollte. Zwar hat der Zusammenbruch des Realsozialismus 1989/90 diesem Deutungsmuster des Ersten Weltkriegs die letzte verbliebende Plausibilität geraubt, aber dass die marxistisch-leninistische Tradition der Geschichtsschreibung trotzdem nicht ganz ausgestorben ist, belegen mehrere Bände, die aus Anlass des Gedenkjahres erschienen sind. Darunter sind eine schmale Überblicksdarstellung von Gerd Fesser, der seinerzeit prominentes Mitglied der DDR-Historikerschaft war, ein kleiner Aufsatzband seines Kollegen Kurt Pätzold und eine Reihe von Essays, »Fragen an den ›Großen Krieg‹«, aus der Feder

93 *Gerd Krumeich*, Die 101 wichtigsten Fragen. Der Erste Weltkrieg, C. H. Beck Verlag, München 2014, 150 S., kart., 10,95 €.

94 *Oliver Janz*, 14. Der Große Krieg, Frankfurt am Main/New York 2013.

95 Ebd., S. 14.

96 *Daniel Marc Segesser*, Der Erste Weltkrieg in globaler Perspektive, Wiesbaden 2010.

97 *Gerhard Henke-Bockschatz*, Der Erste Weltkrieg. Eine kurze Geschichte, Reclam Verlag, Stuttgart 2014, 300 S., geb., 22,95 €, S. 18.

98 Vgl. *Sönke Neitzel*, Weltkrieg und Revolution 1914–1918/19 (Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, Bd. 3), Be.bra Verlag, Berlin 2008, 204 S., geb., 19,90 €, S. 12, Anm. 14.

Stefan Bollingers, eines jüngeren, bei der Linkspartei aktiven Historikers.⁹⁹ Diese Arbeiten sind insofern interessant, als sie erkennen lassen, wie man Elemente der alten Tradition in leicht modifizierter und gezähmter Form noch als leitende Themen einer Geschichte des Weltkriegs verwenden kann. Das eine Element ist eine umfassende Definition des »Imperialismus«, die sich auf die sozioökonomischen Grundlagen des expansiven Kapitalismus bezieht und sich nicht, wie es in den meisten neueren Darstellungen der Fall ist, auf die Ideologie des Kolonialismus und den kolonialen Wettbewerb der Großmächte beschränkt. So wird der Kriegsausbruch als Produkt »eine[r] generelle[n] Entwicklung« der imperialistischen Großmächte dargestellt, wobei die deutsche Politik freilich wegen ihrer besonders aggressiven Tendenzen hervorrage.¹⁰⁰ Das zweite Element bilden die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung während des Weltkriegs und das Aufkommen einer echt revolutionären deutschen Opposition gegen den Krieg. Wie weit man sich heute von früheren Positionen abgekehrt hat, zeigt sich darin, dass Antonio Gramsci gleichsam an die Stelle Wladimir Iljitsch Lenins getreten ist. Die alte Rede vom »Verrat« der SPD an der friedliebenden Arbeiterklasse, der August 1914 durch das Reichstagsvotum der Partei zugunsten der Kriegsanleihen verkündet wurde, ist nun einer gemäßigeren Analyse der zu dieser Entscheidung beitragenden politischen Umstände gewichen. Allerdings tritt erst die USPD, dann die KPD (und schließlich, nach Bollinger, die Linkspartei) als Exponent des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit hervor. Diese Behauptung kann man an ihrem Platz belassen, bemerkenswert an der alten Tradition ist immerhin ein sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Ansatz zur Geschichte des Weltkriegs, der in der breiteren Literatur des Gedenkjahrs weitgehend fehlt.

Dieser Schluss wird in der von Wolfgang Kruse herausgegebenen Aufsatzsammlung in der WBG-Reihe »Neue Wege der Forschung« veranschaulicht.¹⁰¹ Die hier vertretenen »Wege«, die in die politische Sozialgeschichte des Weltkriegs sowie in die »neue Militärgeschichte« und die politische Kulturgeschichte führen sollen, sind zum größten Teil nicht mehr neu. Obwohl alle Beiträge nun zur Standardliteratur gehören, sind nur drei von ihnen die Produkte des 21. Jahrhunderts. Einer, der aus der Feder des inzwischen verstorbenen Gerald Feldman stammt, gibt die Ergebnisse seiner 1966 veröffentlichten Dissertation wieder und gesellt sich unter der Rubrik »politische Sozialgeschichte« zu ehrwürdigen Essays von Jürgen Kocka über Klassengesellschaft im Krieg und von Susanne Rouette über Frauenarbeit. Unter den »neuen« Arbeiten sind die Aufsätze von Uta Hinz über Kriegsgefangene und von Anne Schmidt über die politische Bildsprache zu finden.¹⁰² Weitere Bestätigung für die These, dass Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einen veralteten Eindruck hervorruft, kann man in dem sonst klugen und willkommenen forschungsproblematik orientierten Überblick über die Literatur zum Weltkrieg in Westeuropa finden,

99 Kurt Pätzold, 1914. Das Ereignis und sein Nachleben, Berlin 1914; Gerd Fesser, Deutschland und der Erste Weltkrieg (Basiswissen Politik, Geschichte, Ökonomie), PapyRossa Verlag, Köln 2014, 123 S., kart., 9,90 €; Stefan Bollinger, Weltbrand, »Urkatastrophe« und linke Scheidewege. Fragen an den »Großen Krieg« (Beiträge zur Kritik der bürgerlichen Ideologie und des Revisionismus), Verlag am Park, Berlin 2014, 220 S., kart., 16,99 €.

100 Ebd., S. 48.

101 Wolfgang Kruse (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg (Neue Wege der Forschung. Geschichte), WBG Verlag, Darmstadt 2014, 256 S., kart., 29,95 €.

102 Gerald Feldman, Die Mobilisierung der Volkswirtschaften für den Krieg, in: ebd., S. 18–34; Jürgen Kocka, Klassengesellschaftliche Tendenzen und Gegentendenzen. Das Verhältnis Land – Stadt, Generationen, Konfessionen und Minderheiten, in: ebd., S. 35–50; Susanne Rouette, Frauenarbeit, Geschlechterverhältnisse und Staatliche Politik, in: ebd., S. 51–82; Uta Hinz, Fazit: Gefangen im Großen Krieg, in: ebd., S. 165–179; Anne Schmidt, Entwicklungen in der politischen Bildsprache, in: ebd., S. 232–254.

den die französische Historikerin Elise Julien veröffentlicht hat.¹⁰³ Ihre Diskussion der einschlägigen Studien zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Kriegs legt den Schluss nahe, dass diese Felder seit den 1980er-Jahren weitgehend brachliegen.¹⁰⁴ Das historiografische Interesse gilt neuerdings vielmehr kulturellen Themen, wie der unterschiedlichen »Kriegsbegeisterung« oder den moralischen Grundlagen des Durchhaltens an der Front und in der Heimat. In dieser Verbindung bietet die Verfasserin eine hilfreiche Analyse der französischen Debatten über den Begriff der Kriegskultur. Ein Großteil des Überblicks ist außerdem der politisch-diplomatischen Historiografie einschließlich des Kriegsausbruchs und des Versailler Friedens gewidmet, wobei die Schlussfolgerung, dass eine »Beruhigung und inhaltliche Diversifizierung« der Kriegsschulddebatte eingetreten sei, allerdings als zu frühzeitig bezeichnet werden muss.¹⁰⁵

III. KRIEGFÜHRUNG

Von den »101 wichtigsten Fragen« zum Ersten Weltkrieg, die Gerd Krumeich in seinem Büchlein stellt, lautet Nr. 31: »Wie war das deutsche Heer im Weltkrieg aufgebaut?«¹⁰⁶ Krumeich ist bei dieser Fragestellung von der Überlegung ausgegangen, dass grundlegende Fragen des Militärwesens, die für die »früheren, vom Militär geprägten Generationen selbstverständlich« waren, heute neu beantwortet werden müssen.¹⁰⁷ Er hat sicher recht, aber mit seinen kurzen Antworten auf ausgewählte militärtechnische Fragen wird er nun von Christian Stachelbecks hervorragendem Band in der Reihe »Militärgeschichte kompakt« überholt.¹⁰⁸ Dieser Band bietet sowohl eine solide Einführung in die militärischen Dimensionen des Kriegs als auch einen einschlägigen historiografisch-bibliografischen Überblick. Die Darstellung wendet sich »harten« militärhistorischen Themen« zu, die der Autor souverän und balanciert analysiert: Kriegführung, Strukturen der Streitkräfte (Heer, Marine, Schutztruppen), Rüstung (materielle und personelle), auch kurze Diskussionen relevanter kulturhistorischer Themen wie Kriegserfahrungen, Soldaten- und Matrosenalltag und Durchhaltevermögen sind zu finden. Auf allen Ebenen legt Stachelbeck den Nachdruck auf die mangelnde Koordination. Während die deutschen Streitkräfte die Koordinationsschwierigkeiten etwa zwischen Infanterie und Artillerie auf der taktischen Ebene leidlich und kompromisshaft lösen konnten, führten diese Schwierigkeiten auf anderen Ebenen zu immer schwerwiegenderen, schließlich kriegsentscheidenden strategischen, bündnispolitischen und wirtschaftlichen Problemen. Am Ende, schreibt Stachelbeck vom Kriegsausgang, behalte »die Seite die Oberhand, die ihre überlegenen Ressourcen für die strategische Kriegführung nutzbar machen konnte«.¹⁰⁹ Die deutschen Erfolgsaussichten im Frühjahr 1918 beurteilt Stachelbeck viel pessimistischer, als Jörn Leonhard und David Stevenson es tun, von Erich Ludendorff ganz zu schweigen, der, wie Stachelbeck erklärt, die »eigenen Kräfte und Möglichkeiten« maßlos überschätze und diejenigen der Gegner entsprechend unterschätze.¹¹⁰

103 *Elise Julien*, *Der Erste Weltkrieg*, Darmstadt 2014.

104 Vgl. *Jay Winter/Antoine Prost*, *The Great War in History. Debates and Controversies 1914 to the Present*, Cambridge/New York etc. 2005, S. 126–151.

105 Ebd., S. 28.

106 *Krumeich*, *Die 101 wichtigsten Fragen*, S. 55f.

107 Ebd., S. 11.

108 *Christian Stachelbeck*, *Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg (Beiträge zur Militärgeschichte – Militärgeschichte kompakt, Bd. 5)*, Oldenbourg Verlag, München 2013, 224 S., kart., 24,95 €.

109 Ebd., S. 59.

110 Ebd., S. 66.

Als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam ist Stachelbeck auch an einem von diesem Zentrum in Auftrag gegebenen Sammelband über Deutschland im Ersten Weltkrieg beteiligt.¹¹¹ Der Band umfasst 14, zumeist von ausgewiesenen Historikern und Historikerinnen geschriebene, reichlich bebilderte Beiträge zu verschiedenen militärhistorischen Themen wie Führung, Taktik, Luftkrieg, Seekrieg, Besatzung, Waffen, Kriegsverbrechen und Gedenken an den Krieg. Bei aller Kompetenz der Beiträge und bei aller Pracht der Illustrationen und Karten: Auffällig an diesem Band ist das gestalterische Durcheinander. Jeder Hauptbeitrag ist wie ein Gerüst, das gleichsam mit Kletterpflanzen in der Form mehrseitiger Subessays beziehungsweise Schlachtgeschichten, voll- und doppelseitiger Karten und Bilder durchflochten ist, sodass man beim Umblättern stets in Gefahr gerät, den Weg durch den Hauptbeitrag zu verlieren.

Über die Großschlacht um Verdun gibt es zwei neue Darstellungen, die sich schon hinsichtlich ihrer Auswertung deutscher wie französischer Archivalien von den häufigen älteren Untersuchungen dieser Schlacht unterscheiden. Sie setzen sich jedoch verschiedene Schwerpunkte. Das Buch Olaf Jessens, der als Militärgeschichtler und Publizist tätig ist, gehört zur Gattung der Schlachtengeschichte, in der die Ereignisse vor dem Kontext den Vorrang haben.¹¹² Von der Planung und dem Verlauf der Schlacht bietet der Autor eine detaillierte Erzählung, die mit Augenzeugenberichten deutscher und französischer Offiziere auf allen Führungsebenen verziert wird. Dadurch, wie durch die episodenhafte Inszenierung der Ereignisse im Präsens, soll der Eindruck der historischen Unmittelbarkeit hervorgerufen werden. Das Verdienst des Buchs liegt vor allem darin, dass Jessen die Frage nach den strategischen Zielen des deutschen Stabschefs systematisch aufgreift und, in einem historiografischen Anhang über die diesbezügliche Kontroverse in der deutschen Armeeführung nach Kriegsende, ganz überzeugend das Urteil Holger Afflerbachs bestätigt, dass die berühmte »Weihnachtsdenkschrift« Erich von Falkenhayns, in der der General Ende 1915 dem Kaiser gegenüber die »Ausblutung« des Feindes als eigentliches Ziel des deutschen Angriffs auf Verdun festgelegt haben soll, eine reine, selbstrechtfertigende Erfindung Falkenhayns sei. Der deutsche Angriff war stattdessen, darüber kann es keinen Zweifel mehr geben, anfänglich als Ablenkungsmanöver konzipiert, das den Grund für einen deutschen »kriegsentscheidenden Gegenstoß« an einem anderen Frontabschnitt vorbereiten sollte.¹¹³ Das Buch des in den USA lehrenden Historikers Paul Jankowski, das 2015 glücklicherweise in einer deutschen Übersetzung erschienen ist, ist kürzer, aber breiter angelegt als der Band Jessens.¹¹⁴ Jankowskis Vorhaben ist es, wie er erklärt, »eine totale Geschichte einer Schlacht« zu erzählen und die traditionelle Schlachtengeschichte mit der »neuen« Kulturgeschichte zu vereinigen.¹¹⁵ Dieser Versuch ist glänzend gelungen. Der erste Teil des Bandes, der weniger mit Details umgeht als Jessens Buch, untersucht die strategische Planung wie die Taktik und Dynamik der Kampfhandlungen. Der zweite, kulturhistorisch ausgerichtete Teil widmet sich einer genialen Diskussion diverser Aspekte der Schlacht: der Sinneserfahrung des Schlachtfelds, der Moral der Soldaten auf beiden

111 Markus Pöhlmann/Harald Potempa/Thomas Vogel (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg 1914–1918. Der deutsche Aufmarsch in ein kriegerisches Jahrhundert*, Bucher Verlag, München 2014, 382 S., geb., 45,00 €.

112 *Olaf Jessen*, Verdun 1916. Urschlacht des Jahrhunderts, C.H. Beck Verlag, 2., durchges. Aufl., München 2014, 496 S., geb., 24,95 €.

113 Ebd., S. 369; vgl. *Holger Afflerbach*, Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich, München 1996, S. 543–545.

114 *Paul Jankowski*, Verdun. The Longest Battle of the Great War, Oxford/New York etc. 2014, dt.: *ders.*, Verdun. Die Jahrhundertsschlacht, Frankfurt am Main 2015.

115 *Jankowski*, Verdun, S. 8.

Seiten, den frühen Zeichen des Ungehorsams namentlich der französischen Soldaten gegenüber den zunehmend als sinnlos erscheinenden Befehlen ihrer Offiziere sowie den gegenseitigen Feindbildern und den Loyalitäts- und Zusammenhaltdynamiken der Truppe. Nicht zuletzt bietet das Buch eine anregende Analyse des nachträglichen Prozesses, in dem die Schlacht von Verdun in beiden Ländern symbolisch konstruiert und als historische Erscheinung dargestellt wurde (und noch dargestellt wird).

Das Buch von Nicolas Wolz über den Seekrieg der deutschen und britischen Schlachtflootten ähnelt den beiden Darstellungen der Verdun-Schlacht darin, dass es Augenzeugenberichte verwendet, um einem breiten Leserkreis »eine persönliche Sicht auf die Vergangenheit zu ermöglichen«.¹¹⁶ Die Grundlage der Studie setzt sich dementsprechend aus den Tagebüchern und Briefen deutscher und britischer Seeoffiziere zusammen, die vor einigen Jahren auch das Thema der von Wolz in Tübingen vorgelegten Dissertation darstellten.¹¹⁷ Nun steht er allerdings, wie auch Jessen, einer erheblichen Schwierigkeit gegenüber, da diese Quellen beiderseits bis auf eine Ausnahme (die Aufzeichnungen des Matrosen Richard Stumpf) ausschließlich die Sicht von Offizieren wiedergeben. Trotzdem erzählt der Autor eine hinreißende Geschichte nicht nur der vereinzelt Kampfhandlungen, sondern auch der Alltagserfahrungen in den beiden Flotten. Er schildert, wie gegen Ende des Kriegs die Kluft zwischen Offizieren und Mannschaften zu einer Krise in der deutschen Flotte führte, während man aufseiten Großbritanniens vielmehr bestrebt war, durch einen geschickten Führungsstil mit Sport und Spiel die auch in den Mannschaften der Royal Navy verbreiteten Spannungen zu mildern, welche als Produkt der langweiligen Untätigkeit (und im deutschen Fall auch der mangelnden Nahrungsmittel) aufkamen.

Die Bände von Wolz, Jessen und Jankowski sind Exemplare einer auf die Praxis des Deutschen Reichsarchivs in den 1920er-Jahren und nachher auf die klassische Studie John Keegans zurückgehenden »neuen« Militärgeschichte, die die Kriegshandlungen aus der Perspektive des »kleinen Mannes« erzählen will.¹¹⁸ Darüber hinaus ist Jankowskis kulturhistorische Studie durch einen methodischen Wagemut gekennzeichnet, der auch über die neue Militärgeschichte in einer Weise hinausgeht, die in der deutschen Geschichtsschreibung zum Gedenkjahr des Weltkriegs selten vorkommt. Eine innovative Ausnahme bildet indessen die im Ferdinand Schöningh Verlag erschienene Dissertation Christoph Nübels über die »räumliche Geschichte des Ersten Weltkriegs«.¹¹⁹ Aufgrund umfangreicher Quellenforschungen, die unter anderem Feldpostbriefe, Tagebücher, zeitgenössische Veröffentlichungen und Bilder umfassen, untersucht diese Arbeit, die man als Produkt des »spatial turn«, aber auch der Umweltgeschichte charakterisieren kann, die Raumerfahrungen deutscher Soldaten am westlichen Kriegsschauplatz und stellt die Frage, wie sich diese Menschen »an die räumlichen Bedingungen und Eindrücke der Westfront anpassten«.¹²⁰ Die Untersuchung gliedert sich nach drei »historischen Raumschichten«, die den Raum jeweils als geografisch-physische »Umwelt«, als militärisches »Gelände« und als ästhetische »Landschaft« erfahren beziehungsweise historisch analysieren lassen. Im ersten Teil werden die physische Beschaffenheit, Bodenformen, Wetterlage und Klima verschie-

116 *Nicolas Wolz*, »Und wir verrosten im Hafen«. Deutschland, Großbritannien und der Krieg zur See 1914–1918, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2013, 349 S., geb., 21,90 €.

117 *Ders.*, Das lange Warten. Kriegserfahrungen deutscher und britischer Seeoffiziere, Paderborn 2008.

118 Vgl. *John Keegan*, Das Antlitz des Krieges. Die Schlachten von Azincourt 1415, Waterloo 1815 und an der Somme 1916, Frankfurt am Main 2007; *Wolfram Wette* (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992.

119 *Christoph Nübel*, Durchhalten und Überleben an der Westfront. Raum und Körper im Ersten Weltkrieg, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2014, VI + 484 S., geb., 44,90 €, S. 1.

120 *Ebd.*, S. 7.

denen Sektoren der Westfront vor allem unter dem Gesichtspunkt beschrieben, wie diese Faktoren sich auf die Erfahrung des menschlichen Körpers im Stellungskrieg auswirkten. Im zweiten Teil geht es um die militärische Ausnutzung des Raums, um die Frage also, wie sich die Wahrnehmung der Soldaten an die Gefahren und taktischen Herausforderungen der vom Krieg hervorgebrachten räumlichen Zustände anpasste. Der dritte Teil ist in mancher Hinsicht der interessanteste. Er beschreibt, wie Soldaten die Landschaft des Kriegs ästhetisch wahrnahmen und sinnstiftend darstellten, wobei sie auf vertraute Ikonen und Deutungsmuster der Friedenszeit, etwa die in Schulwandbildern gepflegte »romantische Sehtradition«, zurückgreifen konnten, auch wenn es der Ästhetisierung einer zerstörten Landschaft galt. So wird auf imponierende Weise die Interaktion zwischen Raum und Mensch im Krieg in den Blick genommen. Abgesehen von gelegentlich irritierenden (weil unnötigen) Anführungen anthropologischer oder psychologischer Theorien als Erklärungen historischer Erscheinungen stellt man sich bei der Lektüre schwerlich eine Dissertation vor, so weitgreifend ist die Konzeption der Arbeit, so reif und einfallsreich sind die Ergebnisse.

Der Umweltgeschichte verwandt ist die Tiergeschichte beziehungsweise das, was im englischen Sprachraum als historische »Human-Animal Studies« bekannt ist. Mit Rainer Pöppingheges »Tiere im Ersten Weltkrieg« ist nun auch diese innovative Gattung in der neuen deutschsprachigen historischen Literatur zum Krieg vertreten.¹²¹ Es gehört zum »totalen Krieg«, dass auch Tiere, namentlich Zugtiere, mobilisiert und in Mitleidenschaft gezogen werden. Warum, wie und mit welchen Folgen dies erfolgte, ist das Thema dieser kurzen Darstellung, die sich mit Schwerpunkt auf Deutschland »an eine breite Leserschaft jenseits der Historiker« wendet.¹²² Dementsprechend beschreibt sie die Rekrutierung, Verwaltung, veterinärische Versorgung und militärische Verwendung verschiedener Tierarten an der Front und in der Etappe: Pferde, Kamele, Maultiere, Esel, Ochsen, Hunde und Tauben. Pöppingheges Blick dehnt sich auch in die Heimat hinaus, wo Tierkraft und Tierschutz gleich stark unter den Druck der Mangelwirtschaft gerieten. Obwohl der Autor das Anthropomorphisieren wie die Emotionalisierung der Mensch-Tier-Beziehung mit Skepsis betrachtet und aus der Darstellung weitgehend ausklammert, wundert man sich, ob nicht gerade dieses Thema in einem Buch, das sich als Kulturgeschichte versteht, einen größeren Platz verdient hätte. Was die menschliche Seite der Beziehung angeht, ist die Frage sicherlich angemessen, wie Tiere im Kriege dargestellt oder kulturell konstruiert wurden, sei es als Kameraden, Freunde oder Ärgernis. Wie lohnend diese Fragestellung wäre, zeigt schon Pöppingheges kurze Diskussion der Nationalisierung der Hunderassen, die in der deutschen Vorliebe für Schäferhunde, Schnauzer und Pudel ihren Ausdruck fand, bei den Engländern hingegen in der Bevorzugung von Airedales, Retrievern und schottischen Collies. Trotzdem ist dieser Band eine willkommene, leicht zugängliche Einführung in die tiergeschichtliche Dimension des Weltkriegs.

Eine andere vernachlässigte Dimension des Frontlebens, die dennoch von wesentlicher Bedeutung war, ist der Tabakverbrauch. Dies ist nun das Thema einer faszinierenden, wohl der »material turn« zuzuordnenden Arbeit über den Krieg »aus der Perspektive der rauchenden Soldaten«.¹²³ Herausgegeben wurde die Arbeit von Dirk Schindelbeck, Christof Alten und einem Historikerteam aus Jena, Hamburg und Wien. Sie gliedert sich in zwei Teile, die die Vorkriegs- und Kriegszeit jeweils unter materiell-institutionellem und

121 Rainer Pöppinghege, *Tiere im Ersten Weltkrieg. Eine Kulturgeschichte*, Rotbuch Verlag, Berlin 2014, 142 S., geb., 18,95 €.

122 Ebd., S. 12.

123 Dirk Schindelbeck/Christof Alten/Gerulf Hirt u. a., *Zigaretten-Fronten. Die politischen Kulturen des Rauchens in der Zeit des Ersten Weltkriegs*, Jonas Verlag, Marburg 2014, 176 S., geb., 25,00 €, Zitat im Vorwort, S. 7.

kulturhistorischem Blickpunkt aufgreifen, wobei letzterer den Tabakkonsum aufgrund einer einfallsreichen, manchmal impressionistischen Analyse der Zigarettenwerbung untersucht. Der erste Teil liefert eine Einführung in die Herstellung, Verteilung und den Konsum von Tabakwaren am Vorabend des Ersten Weltkriegs, als Zigaretten noch den Ruf eines Luxusprodukts hatten. Der Krieg veränderte die ganze Industrie von Grund auf. Zunächst schuf er einen militärischen Massenmarkt für Tabakprodukte, namentlich für Zigaretten, dann brachte er die staatliche Reglementierung aller Phasen der Industrie und erzwang die Einführung allerlei Ersatzprodukte, die den Tabakgenuss erheblich beeinträchtigte. Trotzdem hatten, wie im zweiten Teil der Arbeit überzeugend gezeigt wird, Zigarren und Zigaretten während des ganzen Kriegs eine enorme propagandistische und für Soldaten und Matrosen psychologische Bedeutung als Beruhigungsmittel, als Ausdrucksform der Selbstkontrolle, als Medium der Begegnung und als Symbol sowohl von Befehlsmacht (die verbleibenden Qualitätsprodukte waren für Offiziere reserviert) wie auch Kameradschaft. Diese mit vielen Illustrationen versehene Arbeit ist ein durchaus begrüßenswerter Beitrag zur Geschichte des Ersten Weltkriegs.

Ebenfalls zu begrüßen ist der neue Band aus der Feder Benjamin Ziemanns, der seine gesammelten Aufsätze zum Thema »Militärgewalt« im Ersten Weltkrieg präsentiert.¹²⁴ Das Verdienst dieser Texte liegt in der innovativen Art und Weise, wie der Autor den Nachdruck auf die Kontextualisierung von Gewaltbereitschaft, Gewaltanwendung, Gewaltausdeutung und Gewaltverweigerung legt. So wenden sich etwa Aufsätze über die Kriegsbereitschaft deutscher Soldaten 1914, Fahnenflucht und das Verhalten deutscher Soldaten im Herbst 1918 gegen die These einer gemeinhin verbreiteten soldatischen Kriegserfahrung und zeigen, wie diverse Faktoren wie Klasse, Konfession, ländlicher beziehungsweise städtischer Hintergrund, Kriegsschauplatz und Beziehungen zwischen Offizieren und Mannschaften in den Kampfeinheiten diese Erfahrungen im Wesentlichen strukturierten. Als treffendes Beispiel könnte man die deutsch-jüdischen Soldaten des Ersten Weltkriegs anführen, die den Gegenstand des schönen Begleitbands zu einer Weltkriegsausstellung des Jüdischen Museums München bilden.¹²⁵ Die Beiträge dieses Bandes behandeln verschiedene Aspekte dieser Erfahrungen, sowohl in der deutschen Heimat als auch an den Fronten. Obwohl die Beiträge der wissenschaftlichen Expertinnen und Experten nicht auf neuen Forschungen beruhen, zeigen sie, wie sehr die Ausgrenzung die prägende Erfahrung jüdischer Frontsoldaten darstellte. Die Aussonderung fand in verschiedenen Formen des Antisemitismus Ausdruck und, wie der exzellente Beitrag Anna Ullrichs darlegt, erreichte im Herbst 1916 in der sogenannten »Judenählung« ihren berichtigten Höhepunkt.¹²⁶

IV. ENTFERNTEN FRONTEN

Die Einsicht, dass man den Ersten Weltkrieg im buchstäblichen Sinn als Weltkrieg auffassen sollte, ist eines der Hauptergebnisse der historischen Forschung der letzten Jahre. Diese Einsicht ist unmittelbar mit der Kontextualisierungsfrage der Kriegserfahrungen verbunden, sofern die Natur der Kampfhandlungen wie der sozialen, kulturellen und politischen Zustände in den vielen Kriegsschauplätzen stark variierte. Wie eine globale Ge-

124 *Benjamin Ziemann*, *Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern*, Klartext Verlag, Essen 2013, 276 S., kart., 22,95 €.

125 *Ulrike Heikauß/Julia B. Köhne* (Hrsg.), *Krieg! Juden zwischen den Fronten 1914–1918*, Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin 2014, 327 S., kart., 24,90 €.

126 *Anna Ullrich*, »Nun sind wir gezeichnet« – Jüdische Soldaten und die »Judenählung« im Ersten Weltkrieg, in: ebd., S. 215–238.

schichte des Weltkriegs zu gestalten ist, bleibt jedoch eine schwierige Frage. Als Orientierung kann man nun mit Gewinn nach dem neuen, von Robert Gerwarth und Erez Manela herausgegebenen Band über »Empires at War« greifen.¹²⁷ Die Prämisse des Bandes ist, dass man die Geschichte des Kriegs nicht nur als einen Konflikt zwischen europäischen Nationalstaaten, sondern vielmehr als einen Konflikt auf globaler Skala zwischen Imperien – Vielvölkerreichen – verstehen kann, der eigentlich schon 1911 mit dem italienischen Angriff auf die Osmanischen Kolonien Nordafrikas begann und erst 1923 zu Ende ging, als der Lausanner Vertrag das Schicksal des Osmanischen Reichs besiegelte. Diese Perspektive auf den Krieg soll veranschaulichen, wie die verschiedenen kriegführenden Imperien »unterschiedliche imperiale Bevölkerungen auf unterschiedliche Weise mobilisierten, einsetzten und demobilisierten«, sowie der Frage nachgehen, »warum dies für die allgemeine Geschichte des Krieges und für die mobilisierten Bevölkerungen selbst wichtig war«.¹²⁸

In einem anregenden Beitrag zu diesem Band erklärt Heather Jones, wie man das Deutsche Kaiserreich in dieses Deutungsmuster eingliedern kann. Sie argumentiert, dass Deutschland während des Weltkriegs im dreifachen Sinn ein »nationalstaatliches Imperium« darstellte, und zwar als »inneres Imperium« mit mehreren untergeordneten ethnischen Minderheiten innerhalb der Reichsgrenzen von 1914, ab 1914 als europäisches »kontinentales Imperium« und auch noch als Kolonialreich oder »globales Imperium«. Angesichts dieser Sachlage spielte sich Deutschlands Krieg nicht an separaten Kriegsfrenten ab, sondern als »eine Reihe miteinander verbundener imperialer Annahmen, welche militärische und außenpolitische Entscheidungen in verschiedenen Kriegs- und Besatzungszonen leiteten«.¹²⁹ Angesichts des Verlusts des deutschen Kolonialreichs in Afrika und Asien hätte sich nach dem Krieg der Hauptstrang dieser Geschichte als das wachsende Gewicht des kontinentalen Imperiums, namentlich im Osten, in den deutschen Kalkulationen umgestaltet.

Diese Sichtweise unterstreicht die Bedeutung der »vergessenen Front« im Osten, die in den letzten Jahren die zunehmende Beachtung der Geschichtsschreibung gefunden hat.¹³⁰ Der neue Band Alexander Watsons, Geoffrey Wawros Militärgeschichte der K.-u.-k.-Armee während der ersten zwei Jahre des Kriegs und die neue, erheblich erweiterte Auflage von Manfred Rauchensteiners Standardwerk über die Habsburger Monarchie im Ersten Weltkrieg sind weitere Produkte dieses historiografischen Trends, die übrigens mit der durchaus beeindruckenden Weltkriegsforschung der österreichischen Kolleginnen und Kollegen einhergehen.¹³¹ Von großem Interesse sind zwei neue Sammelbände, die die Früchte internationaler Zusammenarbeit darbringen und die unterschiedliche Erfahrungsräume untersuchen, die der Krieg an der Ostfront für die Bevölkerungsgruppen Mittel- und Osteuropas, Soldaten wie Zivilistinnen und Zivilisten, schuf. Der von Bernhard Bachinger und Wolfram Dornik herausgegebene Band entstammt einem Forschungsprojekt des

127 Robert Gerwarth/Erez Manela (Hrsg.), *Empires at War 1911–1923*, Oxford/New York etc. 2014.

128 Dies., Introduction, in: ebd., S. 1–16, hier: S. 3.

129 Heather Jones, *The German Empire*, in: ebd., S. 52–72, hier: S. 53.

130 Vgl. Gerhard P. Groß (Hrsg.), *Die vergessene Front – der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, Paderborn 2009.

131 Watson, *Ring of Steel*; Geoffrey Wawro, *A Mad Catastrophe. The Outbreak of World War I and the Collapse of the Habsburg Empire*, New York 2014; Manfred Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*, Böhlau Verlag, vollst. überarb. u. wesentlich erw. Ausg., Wien/Köln etc. 2013, 1.222 S., geb., 45,00 €. Zur Weltkriegsforschung in Österreich vgl. Stig Förster, *Hundert Jahre danach. Neue Literatur zum Ersten Weltkrieg*, in: *Neue Politische Literatur* 60, 2015, S. 5–26, hier: S. 15–18.

Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung in Graz.¹³² Als Thema greifen die Beiträge die Erfahrungen österreichisch-ungarischer Soldaten sowohl im Kampf als auch »jenseits des Schützengrabens« auf, sei es als Besatzungstruppen im Umgang mit der Zivilbevölkerung, als Kriegsgefangene oder als Angehörige der sich zunehmend politisierenden ethnischen Gruppen Osteuropas. Die meisten Beiträge sind also einer kulturhistorischen »Geschichte von unten« verpflichtet, die aufgrund sogenannter Ego-Dokumente wie Feldpostbriefe, Tagebücher und Regimentsgeschichten Fragen nach soldatischen Wahrnehmungen, Selbstdeutungen und politischen Identitäten stellen. Es gehört aber auch zur Natur der Sache, dass die Diversität der Kriegserfahrungen deutsch-österreichischer, ungarischer, polnischer, italienischer, tschechischer und russischer Soldaten Möglichkeiten einer vergleichenden Analyse bietet, die in diesem Band reichlich ausgenutzt werden. Indem sie die Frage nach der soldatischen Raumerfahrung direkt aufgreifen, ähneln zwei einfallsreiche Beiträge der neuen Arbeit Christoph Nübels. So analysiert Dornik die Raumwahrnehmung deutsch-österreichischer Soldaten, deren »kolonialer Blick« die Fremdheit der Landschaft mit der Fremdheit und kulturellen Unterlegenheit der heimischen Bevölkerung paarte.¹³³ In einer hinreißenden Studie des Isonzo-Kriegs stellt Lutz Musner fest, dass der Faktor Boden, in diesem Fall das Muschelkalkterrain des Karstgebiets, das Kriegsgeschehen eigenartig bestimmte, da die Kriegslandschaft (oder mit Nübel zu reden: das Gelände) im Karst »die Menschen und Steine buchstäblich in eins setzte«, die Zerstörungskraft der Artillerieeinschläge durch scharfe Gesteinsplitter multiplizierte, die Logistik zu einem buchstäblichen Alptraum machte und einen chronischen Wassermangel hervorbrachte.¹³⁴ Überzeugend ist also sein Schluss, dass es hier um ein Schlachtfeld ging, das »sich gravierend von anderen wie z. B. an der Somme unterschied«, ¹³⁵

Der zweite Sammelband, der auch ein Mitarbeiterteam aus Mittel- und Osteuropa zusammenbringt, befasst sich mit Kriegserfahrungen der Zivilbevölkerung am östlichen Kriegsschauplatz.¹³⁶ Die Arbeit ist methodisch weniger innovativ, dafür aber geografisch breiter angelegt. Ins Visier kommt die Politik Russlands, Österreich-Ungarns und Deutschlands gegenüber frontnahen Bevölkerungsgruppen sowie einheimischen Minderheiten, die man irgendwie als »illoyal«, als Sympathisanten des Feindes und deshalb als mitschuldig für den eigenen militärischen Misserfolg identifizieren konnte. Der geografische Schwerpunkt der Essays liegt in Polen und der Ukraine, wo das Schicksal ortsansässiger Gruppen sich als besonders hart erwies, weil im Laufe des Kriegs in diesen Gebieten, wo namentlich Ruthenen, Deutsche, Juden und Polen einheimisch waren, oft mehrmals die militärischen Machthaber wechselten. Somit war die Zivilbevölkerung stets der Gefahr ausgesetzt, als »innerer Feind« der einen oder anderen Seite gebrandmarkt zu werden, und wurde, wie Dietmar Neutatz und Lena Radauer in ihrer Einleitung lapidar feststellen, »unter den Bedingungen des Krieges zum Objekt militärischer und staatlicher Interessen,

132 *Bernhard Bachinger/Wolfram Dornik* (Hrsg.), *Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten. Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext* (Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, Sonderbd. 14), StudienVerlag, Innsbruck/Wien etc. 2013, 471 S., geb., 39,90 €.

133 *Wolfram Dornik*, »Ganz in den Rahmen dieses Bildes hinein passt auch die Bevölkerung«. Raumerfahrung und Raumwahrnehmung von österreichisch-ungarischen Soldaten an der Ostfront des Ersten Weltkrieges, in: ebd., S. 17–43.

134 *Lutz Musner*, *Carso Maledetto. Der Isonzo-Krieg 1915–1917*, in: ebd., S. 267–283, hier: S. 270. 135 Ebd., S. 271.

136 *Alfred Eisfeld/Guido Hausmann/Dietmar Neutatz* (Hrsg.), *Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa* (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte des östlichen Europa, Bd. 39), Klartext Verlag, Essen 2013, 384 S., geb., 39,95 €.

die sich häufig, aber nicht überwiegend in Form von Repressionen äußerten«.¹³⁷ Die Politik der russischen Heeresführung war besonders drakonisch, da sie durch die massenweise Vertreibung deutscher, ruthenischer und jüdischer Minderheiten gekennzeichnet war. Weil die deutsche Armee im Osten weniger Niederlagen zu verkraften hatte, war, wie der Beitrag Arkadiusz Stempins zeigt, die Politik Deutschlands vor allem kulturpolitisch verhältnismäßig wohlwollend gegenüber der polnischen Bevölkerung der besetzten Gebiete, jedoch ohne dass diese Politik die Loyalität der polnischen Bevölkerung ernten konnte, zu transparent waren die kolonialen Absichten der Besatzer.¹³⁸ Gleichsam dazwischen lagerte sich, wie mehrere Beiträge klarmachen, die österreichische Politik: wohlwollend gegenüber ›ihren‹ Polen, drakonisch gegenüber den Ruthenen.

Der deutschen Politik in Asien im Ersten Weltkrieg wenden sich zwei schmale Bände zu. Ein von Wilfried Loth und Marc Hanisch herausgegebener Band sammelt Aufsätze über eine Reihe mittlerweile mehr oder weniger bekannt gewordener deutscher »Orientalisten«, unter anderem Max Freiherr von Oppenheim, Colmar von der Goltz und Rudolf Nadolny, die bestrebt waren, die Muslime des Mittelostens im Namen des Dschihad gegen ihre britischen und russischen Kolonialherren aufzuwiegen.¹³⁹ Wohl am interessantesten wirkt aber der Beitrag Alexander Wills über einen weniger bekannten Namen, Josef Pomiankowski, der als österreich-ungarischer Militärbevollmächtigter in Konstantinopel diente.¹⁴⁰ Während des ganzen Kriegs war Pomiankowski bestrebt, gerade die deutschen Pläne zu durchkreuzen, zum einen weil er die deutschen Ziele angesichts der fehlenden deutschen »interkulturellen Kompetenz« für aussichtslos hielt, zum anderen weil er trotzdem den deutschen Imperialismus in Vorderasien fürchtete. Seine Aktionen, vor allem die kritische Beobachtung der deutschen Agenten, werfen ein Licht auf die politische Rolle von abenteuerlustigen Männern vor Ort, auf die Spannungen im Zweibund und nicht zuletzt auf die atemberaubende Unwirklichkeit der deutschen Zielsetzung im Mittelosten. Auf Grundlage usbekischer Quellen wirft die Monografie von Rudolf A. Mark ein Licht auf die Aktivitäten deutschsprachiger Untertanen des Zaren in Russisch-Turkestan während des Kriegs und der darauf folgenden Revolutionszeit.¹⁴¹ Von diesen Untertanen gab es aber wenige – circa 10.000 am Vorabend des Weltkriegs – und sie spielten nicht mehr als eine Nebenrolle im Krieg, sodass sich große Teile des Buchs mit der deutschen Politik in Zentralasien und mit den turkestanischen Kriegsgefangenenlagern befassen, wo sich Ende 1917 circa 33.000 Soldaten des Zweibunds befanden.

Mögen die Aktionen in Vorderasien als Nebenschauplatz der deutschen Kriegsanstrengung und die Zahl der daran beteiligten Deutschen als marginal vorkommen, diese Dimension hebt noch einmal die enorme kontextuelle Unterschiedlichkeit des Ersten Weltkriegs hervor. Schließlich bildeten jedoch die deutschen Soldaten, die an allen Fronten des Kriegs Einsatz fanden, nur einen Bruchteil der Deutschen, die den Krieg erlebten.

137 *Dietmar Neutatz/Lena Radauer*, Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die Zivilbevölkerung im östlichen Europa, in: ebd., S. 9–25, hier: S. 11.

138 *Arkadiusz Stempin*, Deutsche Besatzungsmacht und Zivilbevölkerung in Polen im Ersten Weltkrieg. Polen, Juden und Deutsche im Vergleich, in: ebd., S. 153–172.

139 *Wilfried Loth/Marc Hanisch* (Hrsg.), Erster Weltkrieg und Dschihad. Die Deutschen und die Revolutionierung des Orients, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2014, 214 S., kart., 39,95 €.

140 *Alexander Will*, Der Gegenspieler im Hintergrund. Josef Pomiankowski und die antideutsche Orientpolitik Österreich-Ungarns 1914–1918, in: ebd., S. 193–214.

141 *Rudolf A. Mark*, Krieg an fernen Fronten. Die Deutschen in Russisch-Turkestan und am Hindukusch 1914–1924, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2013, 285 S., geb., 34,90 €.

V. DIE HEIMAT

Es lohnt sich, an der Kontextualisierungsfrage noch eine Weile festzuhalten. Keine zwei Deutsche erlebten den Krieg in genau derselben Art und Weise, aber kein einziger Deutscher erlebte den Krieg allein. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind war in Gruppierungen eingebunden, die von der Familie bis hin zum Nationalstaat reichten, gemeinsame soziale Charakteristiken teilten und gemeinsame kollektive Identitäten erzeugten. Auf dieser sozialkulturellen Grundlage basierte die soziale Erfahrung des Weltkriegs. Im Kontext solcher Gruppierungen versuchten Menschen, dem Krieg und dessen zunehmend gravierenden Einwirkungen auf sich selbst und andere Menschen, die die gleichen kollektiven Identitäten teilten, einen Sinn abzugewinnen.¹⁴² Unter diesen vielfältigen Gruppierungen ragten neben dem Nationalgefühl etwa Identitäten hervor, die auf Konfession, Klasse, Ethnie, Geschlecht und Alterskohorte beruhten. Der Krieg erzeugte auch seine eigenen Gruppierungen, in erster Linie im Falle der 13 Millionen, meist jungen männlichen Menschen, die die Uniformen der deutschen Streitkräfte trugen und sich durch eine gemeinsame, im Wesentlichen durch die Aussicht auf gewaltsamen Tod und Verstümmelung geprägte Kriegserfahrung kennzeichneten. Wie die neuere Forschung jedoch mit Nachdruck gezeigt hat, war die Kriegserfahrung deutscher Soldaten und Seeleute durch Klassen-, Konfessions- und regionale Identitäten erheblich komplizierter, da diese keineswegs bei der Einberufung verschwanden, sondern vielfach in die Rangordnung und Gliederung der Streitkräfte übertragen wurden.

Diese Überlegungen sind von zentralem Belang für die Geschichte der sogenannten Heimatfront im Ersten Weltkrieg. Hier wirkten sich militärische Hierarchien und militärische Disziplin eher mittelbar auf Zivilistinnen und Zivilisten aus, während andere soziale Gruppierungen und kollektive Identitäten die heimatlichen Erfahrungen des Kriegs grundlegend gestalteten. So liegt die große Herausforderung einer Geschichte der Heimatfront in einer soziokulturellen Kontextualisierung persönlicher Erfahrungen von meist weiblichen Menschen, deren kollektive Identitäten im Krieg nicht unmittelbar vom Militärdienst geprägt waren. In der einen oder anderen Weise und mit unterschiedlichem Erfolg hat sich nun eine Reihe von Neuerscheinungen dieser Herausforderung angenommen.

Die ersten Anzeichen sind nicht gut. So »wird bis heute kaum beschrieben, wie die Menschen daheim den Ersten Weltkrieg erlebten, in den Städten und Dörfern zwischen Schleswig und Oberbayern, zwischen Breisgau und Ostpreußen.«¹⁴³ Mit dieser haarsträubenden Feststellung, die über eine schier uferlose Literatur hinwegsieht, beginnt der Überblick Sven Felix Kellerhoffs, der als leitender Redakteur der »Welt«-Gruppe des Axel Springer Verlags bekannt ist. Sein Buch will die Geschichte des Kriegs in sechs ausgewählten deutschen Orten (Berlin, München, Freiburg im Breisgau, Hildesheim, Viersen am Niederrhein und Ostpreußen) »repräsentativ beschreiben«, wobei sich herausstellt, dass der Verfasser diese Orte vor allem der Quellen wegen ausgewählt hat, die sich wiederum aus von ihm ausgewählten, leicht zugänglichen Selbstzeugnissen zusammensetzen.¹⁴⁴ So finden sich unter den regelmäßig zitierten Augenzeugen Theodor Wolff und Käthe Kollwitz für Berlin, Erich Mühsam für München (»die wichtigste Quelle«), Charlotte Herder für Freiburg, Annie Dröge für Hildesheim und Henriette Schneider für Ostpreußen. Wofür oder in welche Weise diese Persönlichkeiten irgendwie repräsentativ sind, bleibt ein Geheimnis. Das Ziel des Buchs ist vielmehr, »Geschichte in Geschichten« zu

142 Zu diesem Thema vgl. *Roger Chickering*, Freiburg im Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918, Paderborn 2009.

143 *Sven Felix Kellerhoff*, Heimatfront. Der Untergang der heilen Welt – Deutschland im Ersten Weltkrieg, Quadriga Verlag, Köln 2014, 319 S., geb., 19,99 €, S. 8.

144 Ebd., S. 12.

erzählen, also die persönlichen Erlebnisse mehr oder weniger willkürlich ausgewählter Augenzeugen anekdotisch und anschaulich zu sammeln und unter ausgewählten Rubriken (etwa »Augusterlebnis«, »Ernüchterung«, »Kriegswirtschaft«, »Rübenwinter«) hervortreten zu lassen.¹⁴⁵ Am Ende bekommt der Leser zwar flüchtige Eindrücke von den Kriegserlebnissen einzelner Menschen als Antwort auf die Frage: »Wie fühlte sich der Krieg in der Heimat an?«¹⁴⁶ Die Antworten ruhen aber auf der unbegründeten Voraussetzung, dass die Erlebnisse der Augenzeugen einen repräsentativen Wert haben.

Ein gelungener Überblick ist hingegen das Buch Thomas Flemmings und Bernd Ulrichs. Dieser Band ist systematischer und ausgewogener zusammengesetzt und aufgrund der Sekundärliteratur fundierter.¹⁴⁷ Obwohl die Verfasser auch sehr um Anschaulichkeit durch »persönliche Eindrücke« des Kriegs bemüht sind, achten sie auf die institutionellen und materiellen Rahmenbedingungen dieser Kriegserlebnisse sowie die Art und Weise, wie sich die Lasten des Kriegs auf unterschiedliche Gruppen wie Frauen, Kinder, Verwundete, Gefangene und Zwangsarbeiter auswirkten.¹⁴⁸ Eine gute Diskussion der Zensur und Propaganda des Kriegs kommt zu der Feststellung einer »fatale[n] Eigendynamik«, indem die von der deutschen Propaganda gepflegten »negative[n] Stereotype der gegnerischen Nationen« die Möglichkeit eines Kompromissfriedens versperrten.¹⁴⁹ Diese These ist zweifellos zutreffend, wirft aber die Frage auf, ob dies nicht in anderen kriegführenden Ländern auch der Fall gewesen ist. An mancher Stelle des Buchs könnte man sich also eine vergleichende Analyse wünschen, etwa wenn es schließlich um die historische Bedeutung dieser Zerreißprobe der deutschen Heimat geht. Hier ist die Frage nach dem Nationalkontext angemessen, ob die Probleme der deutschen Heimat so wesentlich anders waren als in anderen Ländern.

In Peter Englunds Geschichte »Schönheit und Schrecken«, die 2013 in einer deutschen Übersetzung aus dem Schwedischen erschien, werden durch den Verzicht auf Repräsentativitätsansprüche Kontextualisierungsprobleme bewusst umgangen.¹⁵⁰ In diesem »Stück Anti-Geschichte« handelt es um die Kriegsschicksale von 19 Menschen verschiedener Nationalität an unterschiedlichen Kriegsschauplätzen. Vereint sind sie allein dadurch, dass sie zugängliche Ego-Dokumente wie Tagebücher und Briefe zurückließen und – obwohl hierin freilich eine gewisse Repräsentativität impliziert wird – dass ihnen der Krieg »ihre Jugend, ihre Illusionen, ihre Hoffnung, Mitmenschlichkeit« raubte.¹⁵¹ Das Ergebnis ist, wie der Autor konzediert, vielmehr die Rekonstruktion einer »Gefühlswelt« als eines »Ereignisverlaufs«.¹⁵² Die durchweg im Präsens verfasste, tagtägliche Erzählung dieser manchmal atemberaubenden persönlichen Abenteuer aus allen Ecken des Kriegs wirkt aber hinreißend.

Denselben Zugang wählt der Journalist und Historiker Tillmann Bendikowski in seinem Band »Sommer 1914«, der die ersten fünf Monate des Kriegs in Deutschland untersucht.¹⁵³ Hier sind die Rahmen wesentlich enger gezogen und die methodischen Beden-

145 Ebd.

146 Ebd., S. 9.

147 *Thomas Flemming/Bernd Ulrich*, *Heimatfront. Zwischen Kriegsbegeisterung und Hungersnot – wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten*, Bucher Verlag, München 2014, 288 S., geb., 19,99 €.

148 Ebd., S. 216.

149 Ebd., S. 79.

150 *Peter Englund*, *Schönheit und Schrecken. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs, erzählt in neunzehn Schicksalen*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 2013 (zuerst swed. 2008), 702 S., kart., 14,99 €.

151 Ebd., S. 8.

152 Ebd., S. 7.

153 *Tillmann Bendikowski*, *Sommer 1914. Zwischen Begeisterung und Angst – wie Deutsche den Kriegsbeginn erlebten*, C. Bertelsmann Verlag, München 2014, 462 S., geb., 19,99 €.

ken entsprechend schwerwiegender. Statt um 19 geht es um fünf Menschen, alle Deutsche diesmal, die »bis zu einem gewissen Grad stellvertretend für die unterschiedlichen Gruppen der deutschen Bevölkerung« stehen.¹⁵⁴ Zu diesen fünf zählen Kaiser Wilhelm II., der Jenaer Historiker Alexander Cartellieri, der Bremer Journalist und linke Sozialist Wilhelm Eildermann, Gertrud Schädla, eine Lehrerin in Verden an der Aller, und der 1914 in Brüssel lehrende Dichter Ernst Stadler. Wie diese Gruppe »die deutsche Bevölkerung möglichst breit vertreten« soll, ist nicht einmal zu erfinden, geschweige denn zu begründen.¹⁵⁵ Von den fünf hatten drei eine Hochschulausbildung, vier waren männlich und alle fünf protestantisch. Vier davon haben Tagebücher oder andere Aufzeichnungen verfasst, die den Hauptteil der Quellengrundlage des Buchs ausmachen. Wieder wird eine Reihe interessanter und im Präsens anschaulich geschriebener Erzählungen ohne analytische Überlegungen präsentiert, wie die Erlebnisse der ausgewählten Personen in Gruppenerfahrungen historisch zu kontextualisieren wären.

Wohin der entkontextualisierte Zugang führt, tritt deutlich im »literarischen Echolot« hervor, das Matthias Steinbach in seiner Anthologie zur »Mobilmachung 1914« vorgelegt hat.¹⁵⁶ Der Herausgeber, Professor für Geschichte und Geschichtsdidaktik in Braunschweig, hat sich vorgenommen, durch die Aufstellung einer aus 77 meist selbstbiografischen Texten deutschsprachiger literarischer Figuren zusammengesetzten Collage »dem Grundton des ersten Kriegsjahres nachzuspüren«.¹⁵⁷ Die Verpflichtung Steinbachs Walter Kempowski gegenüber liegt auf der Hand, und die Bedenken, die man gegen den einen Autor hegen kann, gelten auch dem anderen. In beiden Arbeiten handelt es sich, wie Steinbach mit einem Wink an Manfred Hettling erklärt, um eine »arrangierte Authentizität«, wobei die Unmittelbarkeit der Augenzeugen für die Authentizität bürgen soll.¹⁵⁸ Problematisch ist allerdings, dass die Kriterien des Arrangements – was einzusammeln sei, was nicht – unklar bleiben. Obwohl sie anscheinend gewissermaßen in chronologischer Abfolge eingereiht werden, sind viele der Einträge in Steinbachs Echolot nicht »authentisch« im Sinne einer gleichzeitigen Äußerung: Sie wurden erst nach dem Krieg reflektierend als Erinnerungen oder als Fiktion verfasst, wie zum Beispiel in Exzerpten aus Werken von Erich Maria Remarque, Stefan Zweig, Ernst Jünger, Joseph Roth und Egon Friedell, dessen dreibändige »Kulturgeschichte der Neuzeit« erst 1927 bis 1931 erschien. Die Tatsache etwa, dass in den hier vorgestellten Dokumenten »von der gestanzten Rhetorik des Kulturkrieges« und dem »hurrapatriotische[n] Wortgeklingel« wenig zu vernehmen ist, hängt nicht zuletzt von den Auswahlkriterien des Herausgebers ab, soweit nach dem Krieg die Ereignisse des Sommers 1914 wesentlich anders gedeutet wurden.¹⁵⁹ Dennoch muss hervorgehoben werden, dass ihm die methodische Gefahr »der spielerischen Kombinatorik«, die er selbst hier verwendet, bewusst ist.¹⁶⁰

Ein anschauliches Beispiel dafür, wie sich der Zeitverlauf auf die historische Perspektive auswirken kann, bietet die Neuauflage der »Aufrufe und Reden deutscher Professoren

154 Ebd., S. 9.

155 Ebd.

156 Matthias Steinbach (Hrsg.), *Mobilmachung 1914*. Ein literarisches Echolot, Reclam Verlag, Stuttgart 2014, 287 S., kart., 12,95 €.

157 Ebd., S. 8.

158 Ebd., S. 12; vgl. Manfred Hettling, *Arrangierte Authentizität*. Philipp Witkop, »Kriegsbriefe gefallener Studenten« (1916), in: Thomas F. Schneider/Hans Wagener (Hrsg.), *Von Richthofen bis Remarque*. Deutschsprachige Prosa zum I. Weltkrieg, Amsterdam/New York 2003, S. 51–69; Carla Ann Damiano, *Montage as Exposure*. A Critical Analysis of Walter Kempowski's *Das Echolot*, Diss., University of Oregon 1998.

159 Steinbach, *Mobilmachung 1914*, S. 11.

160 Ebd., S. 15.

ren im Ersten Weltkrieg«. ¹⁶¹ Die Erstauflage dieses Reclam-Heftchens wurde 1975 vom inzwischen verstorbenen Historiker Klaus Böhme herausgegeben, dessen Einleitung die Thesen Fritz Fischers klar widerspiegelte. Hier war von deutschen Universitätsprofessoren als »Mentoren ihres Volkes« die Rede, die »wesentlich an der Prägung der öffentlichen Meinung mitbeteiligt« waren und annexionistische Kriegsziele als Teil »einer sozialdefensiven Strategie zur Erhaltung überkommener vorindustrieller Gesellschafts- und Machtstrukturen« predigten. ¹⁶² Unterschiede zwischen radikalen und gemäßigten Stimmen in diesem Lager spielte Böhme stark herunter. Ohne Inhalts- oder Formatveränderungen wurde das Heftchen 2014 mit einem Nachwort vom Schulbuchautor Hartmann Wunderer wieder aufgelegt. In seinem kurzen Beitrag weist Wunderer auf die Differenzierungen hin, die die neue Forschung inzwischen in »vielen Detailfragen« dieser Problematik entwickelt hat. Das Ergebnis ist aber, die Bedeutung all dieser Dokumente herunterzuspielen. So stellt Wunderer fest, dass selbst die fraglichen Professoren sich privatim von »ihren pathetisch dröhnenden öffentlichen Bekundungen« distanzieren, und außerdem, dass man die politische Wirkung der deutschen Professorenschaft nicht überschätzen solle. ¹⁶³ Was den öffentlichen Einfluss der Professoren angeht, lässt sich aber anhand des Bändchens nichts sagen, das weder in der ersten noch in der zweiten Auflage dokumentarische Anhaltspunkte für ein solches Urteil bietet.

Den Autorinnen und Autoren, die sich mit der Lokal- und Regionalgeschichte des Weltkriegs beschäftigen, ist ein Hauptkontext schon vorgegeben. Diese Gattung widmet sich per definitionem örtlichen Besonderheiten, wobei Vergleiche mit anderen Orten oder Regionen stets implizit sind. Wie aber mehrere derartige Neuerscheinungen zeigen, bietet auch diese Gattung die eigenen methodischen Herausforderungen. Ein faszinierendes Beispiel ist »Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein«, der Begleitband zu einer deutsch-französischen Wanderausstellung, die vom Landesarchiv Baden-Württemberg und den »Archives Départementales du Haut-Rhin« entworfen wurde. ¹⁶⁴ Die infrage kommende Region setzt sich mehr oder weniger aus den Bezirken der XIV. und XV. deutschen Armee korps zusammen, von denen nur die Akten des XIV. Armee korps den Zweiten Weltkrieg überlebt haben. So fällt der Nachdruck in der Ausstellung wie im Begleitband notwendigerweise auf den Süden der Region. Diese Zusammensetzung schafft aus einem Gebiet, das während des Ersten Weltkriegs ein Teil Deutschlands, aber von schwierigen ethnischen Spannungen geprägt war, die transnationale Einheit von heute, in der die Grenzen überschreitenden menschlichen Kriegserfahrungen den Vorrang haben können. Der Band ist jedenfalls so organisiert, dass in jeder Sektion, die einem der Schlüsselthemen wie »Soldaten«, »Zivilisten«, »Frauen und Kinder« oder »Verwundung und Gefangenschaft« gewidmet ist, übergreifende Hauptbeiträge über »Elsass« und »Baden« beiderseitig (und in unterschiedlichen Tempora) gegenüberstehen, gefolgt von kürzeren thematischen Essays über repräsentative badische beziehungsweise elsässische Persönlichkeiten wie Karl Hampe und Eugen Ricklin, Charlotte Herder und Alfonsine Lichtle, Berthold von Deimling und René Schickele. Das Konzept ist schön, erweist sich aber, was den Kontext angeht, gelegentlich als problematisch. So wird »badisch« öfter mit »deutsch« und »elsässisch« mit »französisch« gleichgesetzt, ungeachtet der Tatsache, die überhaupt wenig beachtet wird, dass das Elsass durchaus unter deutscher Verwaltung stand.

161 Klaus Böhme (Hrsg.), *Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg*, Reclam Verlag, 2. Aufl., Stuttgart 2014, 253 S., kart., 7,80 €.

162 Ebd., S. 4.

163 Hartmann Wunderer, Nachwort zur Neuausgabe 2014, in: ebd., S. 247–249, hier: S. 248.

164 Laëtitia Brasseur-Wild/Rainer Brüning/Robert Kretzschmar (Hrsg.), *Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein/Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914–1918*, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2014, 315 S., geb., 26,00 €.

Das Buch Daniel Kuhns, der als Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule in Schwäbisch-Gmünd tätig ist, enthält das umgekehrte Problem. Es befasst sich mit der Geschichte des Kriegs in Baden und Württemberg.¹⁶⁵ Es wählt somit einen Gegenstand, der auf den ersten Blick anachronistisch wirkt. Es scheint eher auf das heutige Bundesland als auf besondere Gemeinsamkeiten der Kriegserfahrung in den historischen Staaten des deutschen Südwestens gemünzt zu sein. Allerdings macht der Autor keinen Versuch, entweder die Besonderheiten oder die Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten. Darüber hinaus beruht das Buch dermaßen auf grundlegenden Missverständnissen und Fehltrüben (»Mit der Erklärung des Krieges verloren die badischen und württembergischen Institutionen ihre Zuständigkeiten«), dass man das Buch nicht als zuverlässig ansehen kann.¹⁶⁶ Dagegen ist die Dissertation Franz Jungbluths, die den »Burgfrieden« in der badischen Stadt Mannheim untersucht, ein intelligenter Beitrag zur vergleichenden Stadtgeschichte des Kriegs.¹⁶⁷ Aufgrund einer eingehenden Analyse der sozialen, parteipolitischen und konfessionellen Verhältnisse der Stadt am Vorabend des Kriegs zeigt er, wie und warum sich nach Kriegsausbruch eine nachhaltige, institutionalisierte Zusammenarbeit nur auf konfessioneller Ebene entwickeln konnte, während das informelle kommunalpolitische Kondominium der Vorkriegszeit zwischen der SPD und den liberalen Parteien an außenpolitischen und sozialpolitischen Streitfragen zum Scheitern kam, insbesondere an der Auflösung einer zentralen Arbeitsvermittlung und dem zunehmend doktrinären Festhalten der liberalen Parteien am Konzept der »Volksgemeinschaft«. Die Geschichte des Ersten Weltkriegs in Bremen wird auf ungewöhnliche, aber gelungene Weise dargestellt beziehungsweise inszeniert. Im Rahmen des von Eva Schöck-Quinteros und ihren Kolleginnen geleiteten Projekts »Aus den Akten auf die Bühne« an der Bremer Universität hat eine Gruppe Studentinnen und Studenten Forschungen im Bremer Staatsarchiv über die Geschichte der Heimatfront in der Hansestadt unternommen. Die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit haben zweierlei Verwendung gefunden. Zum einen liegt nun ein Sammelband mit durchaus kompetent vorbereiteten Aufsätzen über verschiedene Themen der Bremer Heimatfront vor, wie zum Beispiel die Spionenjagd, Liebesgaben, das Bremer Kriegsgefangenenlager, die militärische Vorbereitung der Bremer Jugend und das Bremer Theaterleben im Krieg.¹⁶⁸ Zum anderen bilden die von den Studenten und Studentinnen bearbeiteten Quellen nun den Stoff für eine Inszenierung des Kriegs auf der Bühne, wo Akteure und Akteurinnen der »bremer shakespeare company« Lesungen vor einem begeisterten Publikum vortragen.

Was die wirtschaftliche Integration anbelangt, bildeten das Rheinland und die Ruhr im frühen 20. Jahrhundert wohl eine engere Einheit als heute, sodass die Entscheidung durchaus nachvollziehbar ist, die Geschichte des Gesamtgebiets im Ersten Weltkrieg als Thema aufzugreifen. Der Band »Die Rhein-Ruhr-Region und der Erste Weltkrieg« begleitet eine beeindruckende Ausstellung, die als Teil des Dezernatsprojekts des Landschaftsverbands Rheinland (LVR) »1914 – Mitten in Europa« in der Mischanlage der Essener Kokerei Zollverein veranstaltet wurde.¹⁶⁹ Der Band, der den Weltkrieg in die breitere Geschichte

165 Daniel Kuhn, *Als der Krieg vor der Haustür stand. Der Erste Weltkrieg in Baden und Württemberg*, Silberburg Verlag, Tübingen 2014, 220 S., geb., 22,90 €.

166 Ebd., S. 111.

167 Franz Jungbluth/Hermann Wiegand (Hrsg.), *Mannheim 1914. Stadtgesellschaft, Weltkriegsmobilisierung und Burgfriedenspolitik* (Mannheimer historische Schriften, Bd. 6), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher/Heidelberg etc. 2013, 235 S., kart., 19,90 €.

168 Eva Schöck-Quinteros (Hrsg.), *Eine Stadt im Krieg. Bremen 1914 bis 1918*, Bremen 2013.

169 Heinrich Theodor Grütter/Walter Hauser (Hrsg.), *1914. Mitten in Europa. Die Rhein-Ruhr-Region und der Erste Weltkrieg*, Klartext Verlag, Essen 2014, 342 S., geb., 29,95 €. Als Vorspiel zu dieser Ausstellung vgl. Thomas Schleper (Hrsg.), *Aggression und Avantgarde. Zum Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Klartext Verlag, Essen 2014, 487 S., geb., 39,95 €.

der ersten drei Jahrzehnte des Jahrhunderts einbettet, folgt einem narrativen Muster, das dem Layout der Ausstellung im dreistöckigen Hochhaus der Mischanlage entspricht. Der Ausstellungsbesuch beginnt in der obersten Etage, die dem Zeitraum vor 1914 gewidmet ist, und steigt in die tieferen Etagen des Hauses herab, wo die darauffolgende Zeit ausgestellt wird. So wird die Vorkriegszeit im Rhein- und Ruhrgebiet überwiegend positiv als »Aufbruch in die Moderne« dargestellt – als »erstes deutsches Wirtschaftswunder«, das von der rasenden Expansion und Konzentration der Großindustrie, von Globalisierung, sozialer Mobilität und zunehmender Freizeit und von revolutionär wirkenden Strömungen in Wissenschaft, Kunst und Design geprägt sei.¹⁷⁰ Die Schattenseite dieser Entwicklungen wird zwar als die »Flucht in kollektive Sinnstiftungen« des Nationalismus und Militarismus berührt, aber der Gesamteindruck bis 1914 ist ein glücklicher.¹⁷¹ Dann schlage ein sinnloser Krieg »wie ein Meteorit in die prosperierende, durch Fortschrittsoptimismus geprägte Gesellschaft« ein.¹⁷² Der zweite Teil des Bandes behandelt also den Krieg und seine »Gewalt und Zerstörung«, vor allem vom Blickpunkt der Zentralität der Kriegsindustrie für diese Region, die mit Recht als »Waffenschmiede des Deutschen Reiches« gelte. »Fronterfahrung«, »Zerstörungen« und »Kriegsverbrechen« werden in Verbindung mit lokalen Truppeneinheiten im Felde dargelegt. In diesem Teil der Ausstellung wird aber auch festgestellt, dass der Krieg in vieler Hinsicht eigentlich bis zum Abbruch der Ruhrbesetzung im Jahre 1925 andauere. Im letzten Teil des Bandes wird die Weimarer Zeit als »die entzauberte Moderne« thematisiert, wobei der Nachdruck auf das Paradoxon fällt, dass der Krieg nicht nur als Zäsur wirke, die Entwicklungen abschneide und »Visionen und Zukunftserwartungen« zerstöre, sondern auch als Katalysator, welcher »bestimmte Modernisierungsschübe« antreibe.¹⁷³ Beide Dimensionen sind nun anschaulich dargestellt: industrielle Rationalisierung, Amerikanisierung, technologischer Fortschritt, Armut und Sozialstaat, politischer Kampf und, als Wiederaufnahme der Hauptthemen des ersten Teils, großstädtische Moderne. Trotzdem kommt der Schluss des Bandes, wie der Schluss der Ausstellung »in der Tiefe« am Erdgeschoss des Hochhauses, als etwas flüchtig und unvorbereitet in der Erzählung vor. So wird in aller Kürze auf das »Dritte Reich« und den Zweiten Weltkrieg mit der Feststellung hingewiesen, dass der Erste Weltkrieg »viele Probleme offenbart« habe, die »der beschleunigte Aufbruch in die Moderne aufgeworfen hatte«. Das Hauptproblem sei jedoch, dass »[d]urch den Krieg und in der Zeit danach« »kaum konstruktive und dauerhafte Antworten darauf gefunden« wurden.¹⁷⁴ Trotz dieser eher flach wirkenden Feststellung bietet dieser Band wie die Ausstellung, die er begleitet, einen prächtigen Überblick namentlich der materiellen Kultur des Rhein-Ruhr-Gebiets in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts.

Im Gedenkjahr sind außerdem eine Reihe von Studien zur Geschichte einzelner sozialer oder beruflicher Gruppen erschienen. Martin Lätzels Untersuchung des deutschen Katholizismus interessiert sich in erster Linie für die katholische Lehre im Krieg, den Glauben der katholischen Frontsoldaten sowie die Tätigkeit des Klerus, namentlich der Feldgeistlichkeit.¹⁷⁵ Die Leitfrage ist immerhin das problematische Verhältnis zwischen Kirche und Nationalstaat, wobei der »Kriegspfaffe« Michael von Faulhaber und Matthias Erzberger, der Katholik, der den »Ersten Weltkrieg beendete«, als Exponenten der Haupt-

170 Grütter/Hauser, 1914. Mitten in Europa, S. 32.

171 Ebd., S. 111.

172 Ebd., S. 138.

173 Ebd., S. 224.

174 Ebd., S. 322.

175 Martin Lätzels, Die Katholische Kirche im Ersten Weltkrieg. Zwischen Nationalismus und Friedenswillen, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2014, 216 S., kart., 22,00 €.

tendenzen auftreten.¹⁷⁶ Das Buch enthält interessante und sinnvolle Betrachtungen zur Spannung im deutschen Katholizismus zwischen überhöhtem Nationalismus und der theologischen Grundlehre der Kirche. Die Schwierigkeit des Buchs liegt aber darin, dass es weniger eine historische als eine moraltheologische Studie darstellt – gleichsam ein moraltheologisches Gegenstück zu Herfried Münklers politisch-theoretischer Analyse. Die grundlegende Problematik ist aus Lätzels Blickwinkel, dass »die Verpflichtung Staat und Obrigkeit gegenüber für die katholische Kirche wohl eine größere Rolle gespielt hat, als das, was man als kirchliche Kernaufgabe bezeichnen könnte.«¹⁷⁷ Das Buch ist auch nicht auf der sozialen und kulturellen Geschichte der Kirche hinreichend fundiert (Standardwerke wie etwa Wilfried Loths oder Olaf Blaschkes fehlen in der Bibliografie), um den historischen Wurzeln dieser »Verstrickung« der Kirche nachzugehen oder auch die kirchenrelevanten Ergebnisse des Kriegs, die nach Lätzels die Kapitulation einer »überkommenen[n] kirchliche[n] Ordnung« brachten, zu würdigen.¹⁷⁸

Das Buch von Yury und Sonya Winterberg über »Kinderschicksale im Krieg« enthält erneut Probleme, die mit der Kontextualisierung zu tun haben.¹⁷⁹ Im Aufbau ähnelt es dem Band Peter Englunds, soweit es die sonderbaren Kriegserlebnisse einer Reihe von Menschen vorführt, in diesem Fall 27 Kinder, darunter Simone de Beauvoir, Elias Canetti, Marlene Dietrich, Alfred Hitchcock, Prinz Leopold von Belgien, Anaïs Nin, und »Kosak Maria« (Marina Yurlova), deren Briefe, Tagebücher oder andere selbstbiografische Aufzeichnungen zugänglich sind. Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit, die sich durch Anekdoten und das Präsens hervortun, bilden noch einmal das Leitprinzip der Darstellung. Gegenüber Englunds Band hat dieser aber den Nachteil, dass er sich der eigenen analytischen Grenzen weniger bewusst zeigt. Ein Anspruch auf Repräsentativität lässt sich im Vorhaben der Winterbergs vernehmen, »eine Lücke im Verständnis dieser Zeit« zu schließen und zu zeigen, wie »die Kinder von damals« den Weltkrieg erlebten.¹⁸⁰ Inwieweit soziale Kontexte die Kriegserlebnisse der Kinder auf unterschiedliche Weise prägten, erfährt der Leser nicht.

Historiografisch besser bedient als Kinder und Katholiken (um nichts von katholischen Kindern zu sagen) sind deutsche Mediziner. Wolfgang Eckarts Meisterwerk über »Medizin und Krieg«, das auf zahlreichen Vorstudien aufbauen kann, gehört zu den Prachtstücken unter den Neuerscheinungen.¹⁸¹ Das Werk zeichnet sich schon durch den gewaltigen Umfang und die thematische Breite der untersuchten Aspekte der Kriegsmedizin und Gesundheitspflege aus, die unter anderem Verwundung und Krankheit an der Front, Hygiene und Militärpsychiatrie, Kriegsgefangenenlager, Konvaleszenz der Soldaten sowie Sexualität und Hunger der Zivilbevölkerung in der Heimat und auch die medizinischen Herausforderungen der Tropen umfassen. Beeindruckender noch ist der Versuch des Autors, dieses Material in »eine medizinische Gesellschaftsgeschichte des Weltkrieges« zu synthetisie-

176 Ebd., S. 56.

177 Ebd., S. 54.

178 Ebd., S. 197. Vgl. *Wilfried Loth*, *Katholiken im Kaiserreich. Der politische Katholizismus in der Krise des wilhelminischen Deutschlands*, Düsseldorf 1984; *Olaf Blaschke*, *Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich*, 2. Aufl., Göttingen 1999. Über den deutschen Katholizismus im Kriege vgl. jetzt *Patrick J. Houhlan*, *Catholicism and the Great War. Religion and Everyday Life in Germany and Austria-Hungary, 1914–1922*, Cambridge/New York etc. 2015.

179 *Yury Winterberg/Sonya Winterberg*, *Kleine Hände im Großen Krieg. Kinderschicksale im Ersten Weltkrieg*, Aufbau Verlag, Berlin 2014, 367 S., geb., 22,99 €.

180 Ebd., S. 16.

181 *Wolfgang U. Eckart*, *Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2014, 564 S., geb., 49,90 €; vgl. *Wolfgang U. Eckart/Christof Gradmann* (Hrsg.), *Die Medizin und der Erste Weltkrieg*, Pfaffenweiler 1996.

ren, in welcher Medizin und Gesundheit im Kriege erfahrungsgeschichtlich analysiert werden sollen.¹⁸² So fasst Eckart den Krieg selbst als medizinischen Diskurs auf, in dem die Deutungshoheit in der Hand einer politisierten und ideologisierten Ärzteschaft lag, deren praktische Machtbefugnisse zunehmend ihrer diskursiven Macht entsprachen, da soldatische Patienten als militärische Unterebene behandelt werden konnten. So wurde der Krieg zu einem Laboratorium, einem in Friedenszeiten kaum zu verwirklichenden »gewaltigen *in vivo* Experiment«.¹⁸³ Ein zentraler Teil dieser Geschichte sei die »Krankheitskonstruktion«, wie etwa im Fall der bei heimatlichen Frauen weitverbreiteten »Kriegsamenorrhoe«. Die Konstruktion einer Krankheit funktioniert gleichsam als Hypothesenbildung, die sich anhand menschlicher Versuchstiere fast ohne Hemmung testen ließe. Dieses Thema verfolgt der Autor in die psychiatrischen Kliniken des Heeres, wo es galt, verschiedene Arten sogenannter Kriegshysterie zu diagnostizieren und zu überwinden, damit die Menschen, die daran litten, für den Kriegsdienst wieder »hergestellt« werden konnten. Das Experimentierfeld erläutert Eckart weiter im besetzten Osten, im polnischen Generalgouvernement und »Ober Ost«, wo unter medizinischer Ägide ein groß angelegter bakteriologischer und hygienischer Feldzug gegen Fleckfieber unternommen wurde. Dieser verwandelte die Entlausung in eine Massenerfahrung deutscher Soldaten, aber er brachte für die gemeinhin mit der Krankheit assoziierte ortsansässige jüdische Bevölkerung die massenweise Zwangshygienisierung, die bis an den Rand der Vertreibung reichte. Insgesamt liefert Eckarts Buch sowohl eine großartige Synthese der medizinischen Dimension als auch einen anregenden Beitrag zur Kulturgeschichte des Kriegs.

Wenn es um deutschsprachige Künstler, Dichter und Denker geht, spielt 2014 als Gedenkjahr keine zentrale Rolle mehr, nachdem der »Sommer des Jahrhunderts« schon 2013 seine hundertste Wiederkehr feiern konnte.¹⁸⁴ Immerhin haben ein paar nachher veröffentlichte Bände den Versuch unternommen, die Schicksale der Menschen, die Florian Illies und andere Autoren am Vorabend des Kriegs feierten, in die Kriegsjahre weiterzuverfolgen. Ein schmaler, von Burcu Dogramaci und Friederike Weimar herausgegebener Sammelband enthält Aufsätze über acht junge deutsche Künstler und Dichter, die im Weltkrieg ihr Leben verloren.¹⁸⁵ Bemerkenswert an diesem Band ist der Kontrast zu manchen anderen Neuerscheinungen zum Krieg, die sich als kontextlose allgemeine kollektiv-biografische Darstellungen verstehen. In diesem Fall machen die Herausgeberinnen einen sinnvollen Versuch, den Gegenstand des Bandes thematisch einzurahmen. »Das isolierte Fallbeispiel kann für sich stehen«, schreiben sie, »soll aber im übergreifenden Kontext in eine Reihe ähnlicher Erscheinungen gestellt werden«.¹⁸⁶ Es handelt sich um »Schnittstellen« in öffentlichen Diskursen und ästhetischen Debatten, an denen die infrage kommenden Figuren vor dem Krieg teilnahmen und in deren Rahmen sie dann 1914 die Bedeutung des Kriegs für die eigene künstlerische Existenz zu fixieren suchten. So formuliert, scheint die Prämisse des Bandes kaum überzogen, dass die daraus entstehenden gemeinsamen Einstellungen dieser Menschen »als Indiz gesehen werden [können], dass künstlerische Produktion tatsächlich die Gedankenwelt ihrer Zeit widerspiegeln kann«.¹⁸⁷ In reich

182 Ebd., S. 9.

183 Ebd., S. 64.

184 Florian Illies, 1913. Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2013; vgl. *Gangolf Hübinger*, Das Jahr 1913 in Geschichte und Gegenwart. Zur Einführung in den Themenschwerpunkt, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 38, 2013, S. 172–190; ebd. 38, 2013, S. 443–468 und 479–513; ebd. 39, 2014, S. 122–150.

185 Burcu Dogramaci/Friederike Weimar (Hrsg.), Sie starben jung! Künstler und Dichter, Ideen und Ideale vor dem Ersten Weltkrieg, Gebr. Mann Verlag, Berlin 2014, 120 S., geb., 24,90 €.

186 Dies., Einleitung, in: ebd., S. 7–14, hier: S. 7.

187 Ebd., S. 11.

bebilderten, kunst- und literarhistorischen Beiträgen über Gorch Fock, Franz Marc, Wilhelm Morgner, Franz Nölken, Ernst Stadler, Hermann Stenner, August Stramm und Georg Trakl werden diese Gemeinsamkeiten als Zivilisationskritik, als Spannung zwischen Fortschrittsoptimismus und Kulturpessimismus und als die oft apokalyptisch akzentuierte Suche nach neuen künstlerischen Formen thematisiert.

Der Autor eines einleitenden Essays in diesem Band, der Historiker Steffen Bruendel, hat eine erweiterte, für eine populäre Leserschaft geschriebene Darstellung vorgelegt, in der er »die Ideenwelt der künstlerischen und intellektuellen Elite zwischen 1914 und 1918« ausführlicher untersucht.¹⁸⁸ Er interessiert sich hierin für eine vielfach verzweigte Gruppe deutschsprachiger Menschen, die sich als »geistige Mentoren der Nation, als Sinnstifter und ideale Wegweiser« verstanden, obschon viele von ihnen auch bestrebt waren, »ihre gesellschaftliche Außenseiterposition zu überwinden«.¹⁸⁹ Die Darstellung, in der Thomas Mann in mancher Hinsicht eine exemplarische Rolle spielt, verfolgt die »Mobilisierungseuphorie«, den Schulterschluss der deutschen geistigen Eliten als Reaktion auf die alliierte Propaganda der ersten Kriegswochen, dann die Ernüchterung und wachsende Schwierigkeit, die Visionen der sozialen Einheit und nationalen Selbstbehauptung, die als Bestandteile der »Ideen von 1914« galten, aufrechtzuerhalten. Der beste Teil der Untersuchung beruht auf den früheren Arbeiten des Verfassers und analysiert unter der Rubrik »Aufbau« die um die Topoi »Volksgemeinschaft« und »Volksstaat« kreisenden politischen Reformdebatten in Deutschland gegen Ende des Kriegs, die sowohl die geistigen Eliten wie auch die allgemeine Öffentlichkeit weiter spalteten.¹⁹⁰ Ernst Pipers »Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs«, in der viele derselben Themen und Gestalten auftauchen, liefert zugleich mehr und weniger, als sie anscheinend verheißt.¹⁹¹ Obwohl der Autor von einer »kulturgeschichtlichen Perspektive«, von »diskursiven Anstrengungen« und einer »dichte[n] Beschreibung« à la Clifford Geertz redet, ist hier »kulturgeschichtlich« mehr inhaltlich als methodisch zu verstehen.¹⁹² Die Bausteine der Darstellung sind biografische Vignetten meist bekannter Künstler, Intellektueller und anderer Vertreter der deutschsprachigen Hochkultur. In dieser Hinsicht ist der Band weniger analytisch, aber anschaulicher als Bruendels. Irritierend wirken dagegen längere Abschweifungen in Bereiche wie die italienische Politik, die Lage des Judentums und die deutsche Politik im Jahre 1917, in denen geistige Eliten nur am Rande auftreten.

Die Bände Pipers und Bruendels befassen sich zentral mit dem Problem der deutschen Moral in der Heimat, die auch ein prominentes Thema in der schmalen, aber gescheiterten und lesenswerten Studie Klaus-Jürgen Bremms über die Propaganda im Ersten Weltkrieg ist.¹⁹³ Der Vorteil dieses Bandes ist, dass Bremm die Organisation wie die Wirksamkeit der Innen- und Auslandspropaganda in Deutschland, Großbritannien, Frankreich und den USA vergleichend analysiert. Die Schlussfolgerungen sind aber paradox. Die radikale, auf einer »echten Hassrhetorik« basierende Propaganda der Briten sei, so Bremm, effektiver als die ihres deutschen Gegenparts, und zwar aus Gründen, die mit der Staatsform zu tun hatten, soweit die britische Presse einer lockeren Zensur gegenüberstand, die deutsche dagegen mit Bürokraten zu tun hatte, die »instinktiv vor einer Aufheizung der Massen-

188 *Steffen Bruendel*, *Zeitenwende 1914. Künstler, Dichter und Denker im Ersten Weltkrieg*, Herbig Verlag, München 2014, 303 S., geb., 19,99 €, S. 11.

189 Ebd., S. 73 und 80.

190 *Steffen Bruendel*, *Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die »Ideen von 1914« und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg*, Berlin 2003.

191 *Ernst Piper*, *Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Berlin 2013.

192 Ebd., S. 10f.

193 *Klaus-Jürgen Bremm*, *Propaganda im Ersten Weltkrieg*, Theiss Verlag, Stuttgart 2013, 188 S., geb., 24,95 €.

stimmung zurückschreckten«. ¹⁹⁴ Ob sich dieser Unterschied jedoch schließlich kriegsentscheidend auswirkte, sei eine ganz andere Frage. So konstatiert Bremm »ein heute nur noch schwer nachvollziehbares Durchhaltevermögen« in Frankreich, Deutschland und Großbritannien, »doch daran hatten die Botschaften der Propaganda kaum Anteil«. ¹⁹⁵ Man kann sich nun eine Vorstellung von dem Ausmaß und der Wirksamkeit der deutschen Innenpropaganda machen anhand des Katalogs, der die Ergebnisse Gerhard Schneiders langjähriger Arbeiten über die Nagelung von Kriegswahrzeichen in Deutschland enthält. ¹⁹⁶ Es handelt sich um circa 1.000 hölzerne Objekte verschiedener Art (außer dem Berliner Hindenburg etwa Eiserne Kreuze, Stadtwappen, Ritter, Wehrmänner, Adler, Bibeln, Bäume, auch ein U-Boot). Als Teil sorgfältig geplanter vaterländischer Feierlichkeiten wurden diese Objekte 1915/16 in Gemeinden aller Größen rund um das Reich mit Nägeln beschlagen, die sich die Einwohner mit Spenden zugunsten der Kriegsfürsorge oder des Roten Kreuzes gekauft hatten. Schneiders Band umfasst neben einer anregenden Geschichte der Kriegsnagelungen als Ritus eine Beschreibung sämtlicher Wahrzeichen mit Angaben über Objekt, Datum der Erstnagelung, Ausstellungsort, Künstler, Erlös beziehungsweise Verbleib und Quellenangaben. Dem Band beigegeben ist auch eine CD-ROM mit Abbildungen von circa 300 der Nagelfiguren. Schneider hat alles in allem eine beachtenswerte Leistung erbracht.

Über die Gründe kann man wohl spekulieren, aber an Biografien mangelt es im Gedenkjahr. Eine Ausnahme bildet allerdings Lothar Machtans intime Biografie des Prinzen Max von Baden. ¹⁹⁷ Diese dürfte zugleich, sollten die Vermutungen des Biografen stimmen, als treffender Kommentar zu den bizarren politischen Umständen angesehen werden, unter denen sich die Kriegsniederlage und der Zerfall der deutschen Herrscherhäuser vollzogen. Vom Ruf des Prinzen als klugen, fortschrittlichen politischen Kopfs bleibt in diesem Band nichts übrig. Der Biograf stellt ihn zwar als tragische Figur dar, als Homosexuellen und Ästheten, dessen »beschädigte[s] Privatleben« den Schlüssel zu seinen politischen Ambitionen enthalte. ¹⁹⁸ Die politischen Ansichten des Prinzen seien aber mehr oder weniger standesgemäß primitiv, antisemitisch, anglophob (wobei seine Freundschaft mit Houston Stewart Chamberlain eine Rolle spielte), durch »eine wohlwollende Herablassung gegenüber dem Volk« geprägt. ¹⁹⁹ Der Kern der Biografie liegt im steilen Aufstieg des Prinzen während des Kriegs vom versagenden Frontoffizier schließlich zum letzten Kanzler des Deutschen Kaiserreichs. Die Erklärung dieser Vorgänge braucht ein gutes Maß an Spekulation seitens des Autors, die aber nicht einfach von der Hand zu weisen ist. So habe Max von Baden in dieser Zeit »so etwas wie ein politisches Helfersyndrom ausgebildet« als Kompensierung für sein militärisches Versagen. ²⁰⁰ Eine »gewinnende Persönlichkeit« sei zudem gepaart mit einem Charakterzug, den er mit Hindenburg teilte. Der Prinz habe nämlich den Hang, seine Ansprechpartner durch einen »Attributierungsprozess« zum Eindruck zu verleiten, er mache sich ihre Ideen zu eigen. ²⁰¹ Auf diese Weise gewann er Freunde in vielen politischen Lagern, die wiederum maßlose Erwartungen an ihn als politisches Werkzeug stellten, bis er schließlich, als Kanzler amtierend, alle ent-

194 Ebd., S. 141f. und 158.

195 Ebd., S. 169.

196 *Gerhard Schneider*, In eiserner Zeit. Kriegswahrzeichen im Ersten Weltkrieg. Ein Katalog, bd-edition Verlag, Schwalbach am Taunus 2013, 510 S. + 1 CD-ROM, geb., 39,80 €.

197 *Lothar Machtan*, Prinz Max von Baden. Der letzte Kanzler des Kaisers. Eine Biographie, Suhrkamp Verlag, Berlin 2013, 668 S., geb., 29,95 €.

198 Ebd., S. 11.

199 Ebd., S. 227.

200 Ebd., S. 269.

201 Ebd., S. 330 und 349.

täuschen musste. Nun war er stets der Getriebene, bis er kurz vor Kriegsende einen Nervenzusammenbruch erlitt. Die Behauptung mag überzogen vorkommen, dass die Biografie dieses außerordentlichen Menschen »das Genrebild einer ganzen Epoche« zum Vorschein bringe; sie wirft doch mit souveräner Verve neues Licht auf die verwickelte Intrigenwirtschaft und das groteske Wunschenken der deutschen Führung in der letzten Phase des Ersten Weltkriegs.²⁰²

VI. BRIEFE UND BILDER

Traditionell gilt die historische Biografie gemeinhin als geeignete Zugangsform zur konkreten, individuell erfahrenen Geschichte. Die Tatsache, dass dieses Genre in den Neuerscheinungen zum Weltkriegsgedenkjahr wenig vertreten ist, mag deshalb überraschen. Eine Erklärung liegt möglicherweise in der kontrastierenden Beliebtheit zweier anderer Gattungen, die sich schon während des Ersten Weltkriegs einer ungeheuren Popularität als innovativer und authentischer Augenzeugenquellen des Kriegserlebnisses erfreuten. Schon nach der Zahl der diesbezüglichen Veröffentlichungen im Gedenkjahr zu schließen, ist der Glaube an den Quellenwert dieser Gattungen noch weitverbreitet.

Im Verlauf des ganzen Kriegs wurden mehr als 28 Milliarden deutsche Postsendungen in beide Richtungen zwischen Front und Heimat befördert. Von diesen setzte sich die große Mehrzahl aus Briefen und Postkarten zusammen, von denen Hunderttausende, wenn nicht Millionen den Ersten Weltkrieg (und seinen Nachfolger) in Archiven, Bibliotheken und im Privatbesitz überstanden. Ab den ersten Kriegswochen wurden auch in Tageszeitungen und Anthologien Tausende Briefe veröffentlicht. Feldpostbriefe galten als kriegshistorische Quelle ohnegleichen, als unvermittelte Stimmen der Kriegsteilnehmer und als direktes Zugangsmittel zum echten alltäglichen Erlebnis des Kriegs. Heute sieht es anders aus. Aus vielfachen Gründen gelten solche Quellen eher als problematisch. Dass diese Stimmen als unvermittelte Zeugen des Kriegsalltags betrachtet werden können, kann man angesichts der verschiedenartigen zwischen Briefschreiber und -empfänger eingerichteten Zensurschichten nicht mehr annehmen. Vor allem aber erhebt das riesige Ausmaß auch der noch existierenden Briefe große methodische Probleme. Obschon die Informationstechnik neue analytische Strategien verheißt, ist der Repräsentativitätsfrage der Quellen kaum zu entgehen. Wie ein Archivar mit viel Erfahrung auf diesem Gebiet vor Jahren geschrieben hat, wirken »diese Quellen als individuelle Äußerungen so differenzierend«, dass man »möglicherweise de[n] Begriff ›Kriegsalltag« überprüfen und »an die Stelle des *einen* Alltags ganz unterschiedlich erfahrene und subjektiv erlebte *Alltage*« setzen muss.²⁰³ Mit anderen Worten, so packend die Feldpostbriefe den Leser ansprechen, so aufschlussreich sie auch noch heute wirken, die Kontextualisierungsprobleme – Fragen nach Identität, Herkunft, Lage und Anliegen der Briefschreiber (und Briefempfänger) harren der Antworten, bis man diesen Quellen mit Zuversicht einen allgemeineren Aussagewert zuschreiben kann.

Es liegen nun eine Reihe neuer Ausgaben von Feldpostbriefen und vergleichbaren Ego-Dokumenten vor, die sowohl die nachhaltige Anziehungskraft solcher Quellen wie auch

202 Ebd., S. 9.

203 Wolf-Dieter Mohrmann, Die Sammlung von Feldpostbriefen im Niedersächsischen Staatsarchiv in Osnabrück. Gedanken zu Genese, Quellenwert und Struktur, in: Peter Knoch (Hrsg.), *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*, Stuttgart 1989, S. 25–39, hier: S. 28f. (Hervorhebung im Original). Weiter zum Thema Peter Knoch, *Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung*, in: *Geschichtsdidaktik* 11, 1986, S. 154–171; Bernd Ullrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933*, Essen 1997.

die damit verbundenen methodischen Schwierigkeiten veranschaulichen. Am besten sind die Briefe oder Aufzeichnungen eines einzelnen Soldaten handzuhaben, wenn die Herausgeberin auf ausschweifende, weil unergründbare Ansprüche auf die Repräsentativität des infrage kommenden Soldaten verzichtet. Die »Briefe aus dem Feldzug 1914« des Feldarztes und expressionistischen Dichters Wilhelm Klemm an seine Frau gehören zu dieser Gruppe.²⁰⁴ Die schöne, von Klemms Enkelin herausgegebene Sammlung umfasst auch die Gegenbriefe Erna Klemms und die Kriegsgedichte Wilhelm Klemms sowie, als Nachwort, einen Beitrag aus Hanns-Josef Orthels 1979 veröffentlichter Biografie des Dichters. Den Philosophen Franz Rosenzweig als repräsentative Figur darzustellen, wäre auf alle Fälle schwierig, und Wolfgang Herzfelds neue, vollständige Edition der Kriegsbriefe an die Eltern sieht davon ab.²⁰⁵ Einen Hauptteil des Kriegs verbrachte Rosenzweig als Telefonist und Artillerie-Beobachter an der mazedonischen Front, wo er sich, jedenfalls nach den wohl absichtlich tröstenden Briefen an die Eltern zu beurteilen, möglichst bequem, abseits des Kriegs mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen trachtete. Aus diesen Gründen gilt das Hauptinteresse dieser Feldpostbriefe wohl weniger dem Krieg als der persönlichen und wissenschaftlichen Entwicklung Rosenzweigs.

Im Vergleich zu Rosenzweig oder Klemm sind die Namen Erich Mayr, Bernhard Apelt und Wilhelm Heider völlig unbekannt, aber die Briefe und autobiografischen Aufzeichnungen dieser »kleinen Leute« des Kriegs sind nun auch der Öffentlichkeit zugänglich. Mayr, der vor dem Krieg als Beamter der Innsbrucker Finanz-Landes-Direktion arbeitete, war ein unkomplizierter Mensch, strammer Katholik, Einzelgänger und, obgleich auf diesem Gebiet noch nicht ausgebildet, seinen Kameraden als talentierter Zeichner und Maler bekannt. Obwohl er hauptsächlich als Finanzrechnungsoffizier diente, fand er Einsatz in verschiedenen Kriegsschauplätzen des Ostens und Südens bis zum Ende des Kriegs, als er in französische Kriegsgefangenschaft geriet. Die von seiner Enkeltochter vor einigen Jahren entdeckten Kriegstagebücher, die auch die Zeit Mayrs als Kriegsgefangenen umfassen, sind nun von Isabelle Brandauer in der Schriftenreihe des »Zentrums für Erinnerungskultur und Geschichtsforschung« an der Innsbrucker Universität herausgegeben worden.²⁰⁶ Die Veröffentlichung der Feldpostbriefe Apelts an seine Mutter und Schwester verdankt sich der Schwierigkeit seines Großneffen, Bernhard Schmidbauer, auf die Frage eine Antwort zu finden, »wie man freiwillig in einen Krieg ziehen kann!«²⁰⁷ Apelt, Jahrgang 1895, Lehrerssohn aus Rixdorf, meldete sich im August 1914 freiwillig bei einem Fußartillerie-Regiment, rückte 1915 ins Feld und kämpfte in Russland und Frankreich bis zu seinem Kriegstod im April 1918. Aus der Edition seiner meist sachlichen Briefe entsteht ein Bild eines dezidierten, vom Krieg bis ins Mark sozialisierten Soldaten, der sich in den Schützengräben zu Hause fühlte und in der Frontgemeinschaft seiner Kameraden eine Art Selbstbehauptung fand. 1915 wurde er zum Unteroffizier befördert, 1916 mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und er starb am Vorabend seiner Beförderung zum Offizier. Dass er sich nach dem Krieg in einem Freikorps finden würde, wäre nur konsequent. Dieter Storz vom Bayerischen Armeemuseum Ingolstadt hat nun die Kriegsauf-

204 *Wilhelm Klemm/Imma Klemm* (Hrsg.), *Tot ist die Kunst. Briefe und Verse aus dem Ersten Weltkrieg*, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Mainz 2013, 250 S., kart., 24,00 €.

205 *Franz Rosenzweig/Wolfgang D. Herzfeld* (Hrsg.), *Feldpostbriefe. Die Korrespondenz mit den Eltern (1914–1917)*, Verlag Karl Alber, Freiburg im Breisgau/München 2013, 637 S., geb., 98,00 €.

206 *Isabelle Brandauer* (Hrsg.), »Der Krieg kennt kein Erbarmen«. Die Tagebücher des Kaiserschützen Erich Mayr (1913–1920) (Erfahren – Erinnern – Bewahren, Bd. 2), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2013, 542 S., kart., 39,00 €.

207 *Bernhard Schmidbauer*, *Als ob die Welt an allen Ecken brannte. Ein Schicksal aus dem Ersten Weltkrieg*, Verlag Neues Leben, Berlin 2014, 254 S., geb., 16,99 €, S. 225.

zeichnungen »eines gewissen Wilhelm Heider« herausgegeben.²⁰⁸ Heider war Dorfschmied in Pörsbach in Oberbayern, der gerade seine Dienstpflicht als Gespannreiter bei einem Nürnberger Feldartillerie-Regiment ableistete, als der Krieg ausbrach. Schon am 25. August 1914 wurde er in Lothringen am linken Arm schwer verwundet, sodass er die Zeit bis Juni 1916 im Bereich des Sanitätsdienstes verbringen musste. Die hier veröffentlichten Aufzeichnungen, die er im Sommer 1915 verfasste, umfassen sowohl seinen Kriegseinsatz als auch seinen Lazarettaufenthalt. Besonders in letzter Beziehung sind die Betrachtungen dieses streng katholischen einfachen Soldaten von allgemeinem Interesse.

Die methodischen Probleme, die sich beim Umgang mit solchen Quellen auftun, treten erst recht beim Versuch hervor, Briefe oder Aufzeichnungen aus verschiedener Hand zu sammeln und in eine Anthologie aufzunehmen. Wie die Geschichte der berühmten witkopschen Briefsammlung gefallener Studenten zeigt, fällt dabei dem Ermessen des Herausgebers durch die Auswahl der Quellen eine enorme Deutungsmacht zu, zumal die Versuchungen einer tendenziösen Gewichtung der Quellen oft, auch beim besten Willen, unwiderstehlich sind.²⁰⁹ »Man publizierte«, wie der Publizist Jens Ebert von dieser Gattung schreibt, »was der eigenen ideologischen Sicht entsprach«.²¹⁰ Ebert ist sich also der methodischen Gefahren des gewagten Unterfangens bewusst, das er selbst aufgenommen hat. Er hat in deutschen und österreichischen Archiven und Briefsammlungen mehr als 20.000 Feldpostbriefe und Feldpostkarten durchgesehen und von ihnen 255 als »weitgehend repräsentative« ausgewählt. Die Repräsentativität, erklärt er weiter, beziehe sich »auf die Breite der Themen und Sichtweisen, nicht auf deren quantitative [...] Erwähnung«, sodass Briefe und Karten, die bloß »reine Lebenszeichen« darstellen (und das sind die »allermeisten«), »zahlenmäßig unterrepräsentiert« seien.²¹¹ Die gewaltige Reduzierung der ausgewählten Briefe auf circa ein Prozent der Originale würde wohl weniger Bedenken erregen bei einer ausführlicheren Aufzählung der »Themen und Sichtweisen«, deren Breite das Repräsentativitätskriterium ausmacht. Jedenfalls sind etliche vom Verfasser aus seinem Sample eher impressionistisch gezogene Schlussfolgerungen nicht ohne Weiteres mit neueren Forschungsergebnissen in Einklang zu bringen, vor allem was die Zensur und die Heterogenität der soldatischen Kriegserlebnisse anbetrifft. So konstatiert Ebert nicht nur (zutreffend), dass die Zensur im Ersten Weltkrieg nicht so drakonisch war wie im Zweiten, sondern impliziert auch, dass sie im Ersten Krieg eher locker gehandhabt wurde und deshalb die Aussagekraft der Briefe nicht wesentlich beeinträchtigte: »Generell wird in vielen Briefen erstaunlich offen berichtet«.²¹² Zudem sei der Krieg vom Blickwinkel dieser ausgewählten Briefe »in vielem ein großer ›Gleichmacher‹«, denn mindestens in »familiären Belangen« treten Unterschiede von »Herkunft, Beruf oder kultureller Prägung« stark zurück.²¹³ Da biografische Angaben für die meisten Briefschreiber nur bis auf den Dienstgrad reichen, ist diese Behauptung schwer zu überprüfen.

208 Dieter Storz (Hrsg.), Wilhelm Heiders Erster Weltkrieg. Aufzeichnungen aus Feldzug und Lazarett, Klartext Verlag, Essen 2014, 120 S., kart., 14,95 €, S. 7.

209 Vgl. Manfred Hettling/Michael Jeismann, Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops »Kriegsbriefe gefallener Studenten«, in: Gerhard Hirschfeld (Hrsg.), »Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch...«. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Frankfurt am Main 1996, S. 205–234.

210 Jens Ebert (Hrsg.), Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Briefe aus dem Weltkrieg 1914–1918, Wallstein Verlag, Göttingen 2014, 393 S., geb., 29,90 €, S. 324.

211 Ebd., S. 387.

212 Ebd., S. 332 und 361.

213 Ebd., S. 354f. Als Beispiele führt Ebert zwei Dokumente an, die zeigen sollen, dass Briefschreiber sich auf gleiche Weise um finanzielle Angelegenheiten kümmerten (auch wenn es »um etwas andere Summen geht«): ein Müller, der nach seiner rückständigen Belohnung (15,90 M) fragt, und der Maler Franz Marc, der Herwarth Walden gegenüber die Nettokriegspreise seiner Gemälde (etwa Rinder: 1.600–1.700 M) angibt.

Weil der interpretative Anspruch bescheidener ist und der wissenschaftliche Apparat vollständiger, wirkt die Korrespondenz, die vom Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen herausgegeben wird, erfreulicher. Es handelt sich um circa 1.000 Briefe und Postkarten, die während des Kriegs von Einwohnern Gelsenkirchens (mit Buer und Horst) ausgetauscht und vor einiger Zeit als Ertrag einer Sammelaktion des Instituts unter den Nachfahren bereitgestellt wurden. Von diesen Dokumenten liegen nun 300 in einer Veröffentlichung vor.²¹⁴ Das Bild, das aus der Sammlung entsteht, gebe, wie der Herausgeber sinnvoll schreibt, »ein Kaleidoskop unterschiedlichster Wahrnehmungen und Erfahrungen«.²¹⁵ Von einem »repräsentativen Ausschnitt der Bevölkerung« könne freilich keine Rede sein, zumal von den 77 Schreibern, die hier auftreten, allein fünf Soldaten mehr als die Hälfte der 300 Briefe und Karten verfassten.²¹⁶ Dennoch, wie die einschlägigen biografischen Skizzen veranschaulichen, ist hier ein ziemlich breites, mehrheitlich katholisches Sozialspektrum der Stadtbevölkerung vertreten. Für die Auswertung der Dokumente ist auch ein Sachregister sehr nützlich, in dem die in den Briefen und Karten enthaltenen Themen und Sichtweisen, von Alkohol und Angst bis hin zu Zensur und Zivilbevölkerung, aufgelistet werden. Obwohl die meisten Sendungen heimwärts gerichtet waren, sind die Briefe aus der Heimat zahlreich genug, um den Eindruck eines Gesprächs zwischen vom Krieg getrennten Menschen zu vermitteln und somit einer »Stadt im Kriegszustand« ein Denkmal zu setzen.²¹⁷

In einer anderen Form der Kriegsbriefsammlungen spielen Repräsentativitätsfragen nur eine untergeordnete Rolle, soweit die Auswahlkriterien der Quellen strikt auf einen spezifischen Personenkreis bezogen sind. Diese schließen die Familienanthologien ein, die in mehreren Variationen erschienen sind. Die Kriegsnachrichten der Familie des Kölner Reichstagsabgeordneten und Führers der Zentrumsparterie Carl Trimborn sind ein denkwürdiges Beispiel.²¹⁸ 40 Mitglieder der ausgedehnten Familie waren Kriegsteilnehmer. Um die Verbindungen zwischen ihnen und ihren Angehörigen aufrechtzuerhalten, nahm sich Max Trimborn, der Bruder des Politikers, vor, Feldpostbriefe und Nachrichten über die Kriegsschicksale der Familienmitglieder zu sammeln und diese in einer Art »Hauszeitung« an 30 bis 35 Adressen zu versenden. Im Laufe des Kriegs zirkulierten 64 Nummern dieser »Mars« betitelten »Kriegsnachrichten aus der Familie«. Insgesamt bieten sie eine faszinierende Quelle, auch wenn es schwerlich zutrifft, dass die Trimborns »ganz normale Soldaten von damals« gewesen seien.²¹⁹ Zwar waren sie an allen Fronten und in allen Dienstgraden vom gemeinen Soldaten bis zum Generalsleutnant zu finden, aber die Offiziere überwogen bei Weitem und alle Kriegsteilnehmer waren doch Mitglieder einer der hervorragendsten katholischen großbürgerlichen Familien Deutschlands – außerdem gebildete Menschen, und wie Gerd Krumeich in seiner Einleitung vermerkt, »lese- und schreibfreudig und wortgewandt«.²²⁰ Schon die Tatsache, dass alle davon ausgehen konnten, ihre brieflichen Äußerungen zum Krieg würden in die familiären Kriegsnachrichten Aufnahme finden, bedeutete auch, dass diese keine ganz normalen Feldpostbriefe darstellten. Dennoch werden in diesen Nachrichten die unterschiedlichen Facetten des Kriegs sowohl in

214 *Daniel Schmidt* (Hrsg.), »Bin noch gesund und munter«. Gelsenkirchener Feldpost aus dem Großen Krieg 1914–1918 (Schriftenreihe des Instituts für Stadtgeschichte, Materialien, Bd. 11), Klartext Verlag, Essen 2014, 289 S., kart., 19,95 €.

215 Ebd., S. 9.

216 Ebd., S. 10.

217 Ebd., S. 19.

218 *Heinrich Dreidoppel/Max Herresthal* (Hrsg.), Mars. Kriegsnachrichten aus der Familie. 1914–1918. Max Trimborns Rundbrief für seine rheinische Großfamilie, Klartext Verlag, Essen 2013, 757 S., kart., 29,95 €.

219 Ebd., S. 20.

220 Ebd.

der Heimat wie auch im Feld »kaleidoskopartig« und reichhaltig aus patriotisch-katholischer Sicht widergespiegelt.²²¹

Ein ganz anderes soziales und konfessionelles Milieu zeigt sich in der Kriegskorrespondenz zwischen Wilhelm Müller und seinen Eltern.²²² Während Müller einen verhältnismäßig ruhigen Krieg als Offiziersbursche und Schreiber in einem Fußartillerie-Regiment in Frankreich erlebt, geht es hauptsächlich um Entwicklungen im südhessischen Dorf Griesheim, wo die Eltern mit ziemlichem Erfolg dank der nun eingehenden Militäraufträge ein Einmachgeschäft für Gemüse führen. Weil die Briefe beiderseits erhalten sind, konnte David Jackson, emeritierter Germanist in Cardiff, die Kriegsgeschichte dieser Familie rekonstruieren. Das Hauptinteresse gilt der Beziehung zwischen dem Sohn und seiner stark dominierenden Mutter, deren Anliegen es ist, das Verhalten ihres Einzelkinds auch während des Kriegs nachdrücklich zu kontrollieren, damit er makellos auf dem Weg in eine Ehe mit einer von ihr auserwählten Braut und schließlich, nach Kriegsende, ins Familiengeschäft findet. Viele Einzelheiten namentlich zum Leben in der dörflichen, erzprotestantischen Heimat kommen im Laufe dieser Geschichte ans Licht, die sich, entsprechend der Natur der Dinge, vorwiegend als psychologische Auseinandersetzung zwischen Mutter und Sohn abspielt. Das Ergebnis ist keine Dokumentenausgabe im eigentlichen Sinne, wie etwa im Falle der größtenteils selbst editierten trimbornischen Kriegsnachrichten, sondern eine erzählte Geschichte, die der allwissende Autor aufgrund überlieferter, durch andere Quellen ergänzter und ausführlich ausgedeuteter Briefe aufbaut.

Ein ähnliches Verfahren wählt Dorothee Wierling in ihrer auf Kriegsbriefen und Kriegstagebüchern basierenden »eigene[n] Geschichte« einer prominenten Berliner Familie.²²³ Diese Geschichte ist nicht im geringsten repräsentativ. Gegenstand ist die außerordentliche *ménage à quatre*, die sich zusammensetzte aus dem sozialdemokratischen Journalisten Heinrich Braun, seiner Gattin, der Frauenrechtlerin Lily Braun, dem Sohn Otto Braun, einem feinfühligem, altklugen 17-jährigen Privatschüler und Verehrer Stefan Georges, und der Freundin der Familie, Julie Vogelstein. Zwischen den drei Erwachsenen und Otto herrscht in diesem Viereck eine tiefe, aber nicht konkurrenzfreie Liebe und Bewunderung, zwischen Lily und Julie eine tiefe, an Liebe grenzende Zuneigung, zwischen Julie und Heinrich eine neue, mutmaßlich von Lily gutgeheißenen Liebesbeziehung, zwischen Lily und Heinrich nunmehr bittere, selbstquälende gegenseitige Enttäuschung (Lily hat mittlerweile einen italienischen Geliebten gefunden). Dann kommt der Krieg. Die verschlungene zwischenmenschliche Dynamik gestaltet sich entsprechend weiter. Otto wird Kriegsfreiwilliger. Seine militärische Laufbahn wie seine Visionen einer ruhmreichen Rolle im deutschen Zukunftsstaat werden massiv von der dominanten Mutter unterstützt, die, als adlige Tochter eines preußischen Generals, den Krieg als Schicksalsvollendung nicht nur des Sohnes, sondern auch für sich selbst betrachtet. Obwohl Heinrich die Zukunftsvisionen von Mutter und Sohn teilt, tauschen sich die Mutter- und Vaterrollen, da der besorgte Vater die Pläne der ehrgeizigen Mutter für den Sohn zu hintertreiben sucht, in der Hoffnung, dass der Sohn am Schreibtisch im Regimentsstab größere Überlebenaussichten habe. Die Geschichte hat jedenfalls ein tragisches Ende. Die umtriebige Lily stirbt 1916 erschöpft an einem Schlaganfall. Julie schafft nun in allen Hinsichten für Lily Ersatz, bis Otto 1918, mithin all die Hoffnungen der Erwachsenen, den Heldentod stirbt.

Dorothee Wierling hat hiermit als allwissende Erzählerin die historischen Ego-Dokumente einfallsreich, aber plausibel belebt und eine blendende Geschichte präsentiert, die

221 Ebd., S. 13.

222 David A. Jackson, *Zwischen Kriegern, Küche, Kirche und Kraut. Die Manöver einer südhessischen Mutter im Ersten Weltkrieg*, Klartext Verlag, Essen 2014, 429 S., kart., 22,95 €.

223 Dorothee Wierling, *Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben und Schreiben 1914–1918*, Göttingen 2013.

nicht zuletzt an den Realismus etwa Gustave Flauberts, Henrik Ibsens oder von Henry James erinnert. Wie in der Geschichte der Griesheimer Müllers funktioniert der Krieg in erster Linie als Hintergrund für ein familiäres Psychodrama, das die allgemeinen Auswirkungen des Kriegs wiederum plastisch vermittelt. Um ein paar Beispiele zu nennen: Vor allem die Korrespondenz zwischen Otto Braun und der hochgebildeten Julie Vogelstein zeigt, wie die Sprache der griechischen Klassik für Soldaten wie Zivilistinnen als Deutungsmuster und geistiger Wegweiser durch den Krieg dienen konnte. Ein zweites, zentrales Thema bezieht sich auf das Judentum. Weder der geborene Jude Heinrich Braun noch sein Sohn identifizierten sich als jüdisch, aber die Kriegszustände machten eine Auseinandersetzung mit dem Problem unausweichlich, sei es an der Front oder in der Berliner Heimat. Die Ironie war, dass einerseits die ständigen Bemühungen des Vaters, für den Sohn einen sicheren Tätigkeitsbereich im Militär zu finden, wie kalkuliert erschienen, die von den Antisemiten erhobenen Anschuldigungen der jüdischen Drückebergerei bewahrheiten zu lassen, während andererseits der heldenhafte Kriegseinsatz Ottos gerade diese Anschuldigungen Lügen strafte.

Kriegsfotografien ähneln Feldpostbriefen in wesentlichen Hinsichten. Der Erste Weltkrieg war die Geburtsstunde beider als Massenmedien. Wie Soldatenbriefe zirkulierten Fotografien massenweise, nachdem sie von militärischen Dienststellen wie dem K.-u.-k.-Kriegspressequartier oder von »Knipser«-Soldaten hergestellt wurden, in Bildbänden und illustrierten Zeitschriften als authentische Dokumente des Kriegs, als grafische Augenzeugenberichte, die eine von keiner anderen Kunstform herzustellende, unvermittelte Abbildung der Kriegswirklichkeit darstellten.²²⁴ Wie aber auch im Falle der Feldpostbriefe konnten die Ansprüche der Kriegsfotografie als unvermitteltes, dokumentarisches Bild nicht der massiven Kritik standhalten, die während der politischen Kämpfe über die Kriegserinnerung in den 1920er- und 1930er-Jahren einsetzte und um die Jahrhundertwende in Verbindung mit der Wehrmachtausstellung in Deutschland einen Höhepunkt erreichte. Dass der »Sinn« eines Bildes nicht vorgegeben, sondern höchst manipulierbar ist, dass er vom Kontext der Inszenierung, Präsentation und Rezeption des Bildes abhängt, darf mittlerweile als Grundannahme im kritisch-historischen Umgang mit der Kriegsfotografie gelten.²²⁵

Die Veröffentlichung von Kriegsbildern hat in Hülle und Fülle das Gedenkjahr in Deutschland gekennzeichnet. Diese sind in Bildbänden und illustrierten Geschichten des Kriegs prachtvoll präsentiert, wo sie mehr oder weniger extensiv kommentiert werden. Auffallend ist, dass viele dieser Neuerscheinungen von einer kritischen Auseinandersetzung mit dem eigenen Inhalt, also mit der Entstehung, Funktionen, Ikonografie und Wirkung der vorgestellten Bilder, absehen.²²⁶ Von der Rezeption der Bilder des Ersten Weltkriegs könnte man also fast den Eindruck gewinnen, dass sich während des letzten Jahr-

224 Vgl. *Gerhard Paul*, Bilder des Krieges. Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges, Paderborn 2004, S. 115f.

225 Vgl. vor allem die Arbeiten von *Anton Holzer*, Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg, Darmstadt 2012; *ders.* (Hrsg.), Die letzten Tage der Menschheit. Der Erste Weltkrieg in Bildern, Primus Verlag, Darmstadt 2013, 142 S., geb., 29,90 €.

226 Vgl. *Guido Knopp*, Der Erste Weltkrieg. Die Bilanz in Bildern, Edel Verlag, Hamburg 2013, 383 S., geb., 24,95 €; *Reg G. Grant*, Der Erste Weltkrieg. Die visuelle Geschichte, Dorling Kindersley Verlag, München 2014 (zuerst engl. 2014), 360 S., geb., 34,95 €; *Nicolas Beaupré/Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich* u.a., Der Erste Weltkrieg, hrsg. in Zusammenarbeit mit *Damals – das Magazin für Geschichte*, Theiss Verlag, Stuttgart 2013, 128 S., geb., 24,95 €; *Bruno Cabanes/Anne Duménil* (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Katastrophe, Theiss Verlag, Stuttgart 2013 (zuerst frz. 2007), 480 S., geb., 49,95 €; *Dieter Storz*, Der Große Krieg. 100 Objekte aus dem Bayerischen Armeemuseum (Kataloge des Bayerischen Armeemuseums Ingolstadt, Bd. 12), Klartext Verlag, Essen 2014, 459 S., kart., 22,95 €.

hunderts zwar die technische Fertigkeit der grafischen Reproduktionen, sonst aber wenig geändert habe. Die Kriegsbilder, die im Gedenkjahr der Öffentlichkeit größtenteils vorgelegt wurden – selbst berühmte Bilder, deren zensiert-inszenierte Propagandafunktion legendär geworden ist – gelten noch als Dokumentation.

Opportun erscheint es also, auf einige Beispiele hinzuweisen, in denen Kriegsbilder mindestens ansatzweise hinterfragt und ihre Inszenierungen thematisiert werden. So beschäftigt sich Jörn Leonhard in seiner »Büchse der Pandora« eingehend mit der »Krise der Repräsentation« des Kriegs in Fotografien und Filmen sowie in Ausstellungen und auf der Bühne.²²⁷ In der »Cambridge History of the First World War« wird jeder Band mit einem »visual essay« versehen, der als Einleitung zu einer Gruppe von Illustrationen dient. Namentlich der von Arndt Weinrich verfasste Essay im zweiten Band, der »den Staat« behandelt, widmet sich effektiv dem Zusammenspiel zwischen der Handhabung der Kriegs- fotografie und der Expansion der Staatsmacht während des Kriegs.²²⁸ Mehrere Neuerscheinungen setzen sich explizit mit den ikonischen Themen und Topoi auseinander, die die weit zirkulierenden Kriegsbilder zu vermitteln suchten. So greift der Essay von Ulrike Heikaus im Ausstellungskatalog des Jüdischen Museums München eine vom Verband der Juden Deutschlands beauftragte Bilderreihe auf, die das jüdische Schtetl-Leben in den von den Zentralmächten besetzten Gebieten Osteuropas dokumentieren sollte.²²⁹ Diese Abbildungen hatten mehrere Adressaten, in erster Line deutsche Juden, deren Sympathien und Solidaritätsgefühle gegenüber den ostjüdischen Glaubensgenossinnen und -genossen geweckt werden sollten. Ziel war es, auch Juden in den neutralen Ländern zur finanziellen Unterstützung der osteuropäischen Juden zu gewinnen. Schließlich entsprachen die Abbildungen von Szenen wie »Polnische Juden bewundern durchziehende, deutsche Bagagekolonne« oder »Soldaten verteilen Brot und Gebäck an hungernde jüdische Kinder« durchaus den propagandistischen Leitlinien der deutschen Armee, die »Deutschland als Freund der Juden«, als Kulturträger und Versorger armer, schlecht ernährter und gekleideter Menschen, darzustellen suchten.

Wolfgang Eckart analysiert eine andere, weit verbreitete Bildgattung. Diese zirkulierte auf den Hunderttausenden Feldpostkarten, die aus deutschen Lazaretten in die Heimat verschickt wurden.²³⁰ Auf diese Weise greift Eckart einen Teil seiner großen Medizingeschichte des Kriegs wieder auf, in dem er vom Lazarett als »Soziotop einer Gesellschaft im Krieg« schreibt.²³¹ In diesem schmalen Band legt er nun aus seiner eigenen Privatsammlung 237 Feldpostkarten samt Beschriftung vor. Die hier abgebildeten Szenen, die mit ihrer gemeinsamen tröstlichen Botschaft »Ich lebe noch!« nur auf den ersten Blick als banal erscheinen, unterzieht er einer subtilen ikonografischen Analyse. Die Postkarten erschufen, wie er schreibt, eine »große Camouflage vom Krieg«, »ein geschöntes Bild von Barmherzigkeit, aufopfernder Pflege durch zarte Frauenhand, patriotischem Gemeinschaftserleben«. ²³² Beim näheren Hinsehen enthüllen die Postkarten viel mehr vom Alltagsleben im Soziotop, etwa die nie völlig zu verschleiernde Angst der soldatischen Patienten, die sozialen Konturen einer Verwundetengemeinschaft, die sich häufig wie eine Gruppe Frontsoldaten während einer Kampfpause oder wie ein Kegel- oder Gesangsverein der

227 Leonhard, Die Büchse der Pandora, S. 595–608.

228 Arndt Weinrich, Visual Essay: War and the State, in: Winter, Cambridge History of the First World War, Bd. 2, S. 663–671.

229 Ulrike Heikaus, Bilder erzählen. Eine Annäherung an die Lebenswirklichkeit osteuropäischer Juden im Ersten Weltkrieg, in: Heikaus/Köhne, Krieg!, S. 155–184.

230 Wolfgang U. Eckart, Die Wunden heilen sehr schön. Feldpostkarten aus dem Lazarett 1914–1918, Stuttgart 2013.

231 Eckart, Medizin und Krieg, S. 122–135.

232 Eckart, Die Wunden heilen sehr schön, S. 37.

Friedenszeit abbilden lässt, sowie die eindeutigen Berufs- und Geschlechtshierarchien, die die Sozialordnung der Ärzte, Schwestern und genesenden Soldaten, die Bevölkerung dieser Lazarettwelt, regelten. Was hinter den Kulissen in den Lazaretten passierte, wurde in der Regel nicht öffentlich dargestellt, zumal wenn es um geisteskranken Patienten ging. Eine Ausnahme zu dieser Regel bildeten Filme, die gegen Ende des Kriegs vorgeführt wurden, um die Heilung »kriegshysterischer« Patienten auch dem allgemeinen Publikum zu zeigen. Die Filme sind das Thema eines fesselnden Aufsatzes von Julia Barbara Köhne in dem Begleitband zu zwei Ausstellungen über »Brüche in der Psychiatrie, Kunst und Psychiatrie«, die als Teile des LVR-Dezernatprojekts »1914 – Mitten in Europa« veranstaltet wurden.²³³ Die Autorin beschreibt zwei solcher Filme, in denen mehrere Patienten, die durch ihr Zittern oder andere körperliche Symptome als Kriegsneurotiker erkennbar sind, nun vom Arzt durch kurz nacheinander folgende Phasen der Behandlung und Heilung geleitet werden. Weiter beschreibt sie, wie kinematografische Techniken geschickt eingesetzt wurden, um durch dieses noch als realitätsnah geltende Medium den realitätsfernen Eindruck einer rapiden und regelmäßigen Heilung zu vermitteln und somit die heilende Allmacht der deutschen Psychiatrie beziehungsweise des deutschen Psychiaters vor Augen zu führen.

Zwei weitere Bildbände legen eine mögliche Antwort auf die Frage nahe, warum der Glaube an den Aussagewert der Fotografie als authentisches Medium der Kriegsrealität bis heute fort dauert. Achim Konejung verbindet mehrere narrative und grafische Stränge in seinen wunderschön beschriebenen historischen Wanderungen durch den Ersten Weltkrieg im Rheinland.²³⁴ Die Erzählung strukturiert sich autobiografisch um die Bemühungen des jungen, dann des erwachsenen Konejungs, den Spuren des eigenen Großvaters nachzugehen und seine Kriegserlebnisse zu rekonstruieren – eine Odyssee, die Konejung, den geborenen Krefelder, im Schatten des Zweiten Weltkriegs nach Belgien und Paris führt und ihm anhaltendes Nachdenken über die militärhistorische Bedeutung des Rheinlands namentlich der Eifel als Aufmarschgebiet abverlangt. Das Hauptinteresse des Bandes gilt den vielen, meist privat aufgenommenen Kriegsfotografien, die Konejung extensiv und ironisch kommentiert. Besonders auffallend wirkt die Gegenüberstellung von alten Schwarz-Weiß-Fotografien mit neuen, farbigen Abbildungen derselben oder ähnlicher Gegenstände, vor allem der Eisenbahnstrecken und der dazugehörigen Ausstattung – Wagen, Gleise, Bahnhöfe, Dämme, Tunnel, Brückenreste –, die als materielle Zentralbestandteile des Weltkriegs in der Region herausragen. Wie übrigens auch das begleitende Narrativ unterstreichen die farbigen Fotografien der stillen und leeren Monumente des Weltkriegs die Altertümlichkeit der schwarz-weißen Fotos sowie deren durch zeitliche Entfernung bewirkten dokumentarischen Nimbus. Dass dieser Eindruck wohl nicht aus der Luft gegriffen ist, zeigt ein zweiter Bildband, dessen Kern aus der Fotosammlung des berühmten Unternehmers August Fuhrmann stammt, der mit seinen stereoskopischen Fotografien schon vor dem Krieg Furore gemacht hatte, weil diese von Porzellanmalerinnen koloriert waren.²³⁵ Der Eindruck auf den auf Schwarz-Weiß eingestellten Betrachter von heute ist spektakulär, weil ihm die Abbildungen anachronistisch unheimlich modern vorkommen,

233 Julia Barbara Köhne, Behandlung im Schatten des Krieges – Militärpsychiatrie und Kinematografie, in: Renate Goldmann/Erhard Knauer/Eusebius Wirdeier (Hrsg.), Moderne. Weltkrieg. Irrenhaus. Brüche in der Psychiatrie/Kunst und Psychiatrie 1900–1930, Klartext Verlag, Essen 2014, 180 S., kart., 20,00 €, S. 71–79.

234 Achim Konejung, Das Rheinland und der Erste Weltkrieg. Aufmarschgebiet – Heimatfront – Besatzungszone, Regionalia Verlag, Rheinbach 2013, 195 S., geb., 19,95 €.

235 Gunnar Dedio/Florian Dedio, 14. Tagebücher des Ersten Weltkrieges. Farbfotografien und Aufzeichnungen aus einer Welt im Untergang, Bücher Verlag, Hohenems 2014, 320 S., geb., 36,99 €.

in diesem Band umso mehr, als andere, »authentische« (weil unretouchierte) schwarz-weiße Kriegsphotografien das Außerordentliche des Farbeneffekts unterstreichen. Sollte die dokumentarische »Echtheit« der Kriegsphotografien tatsächlich etwas mit ihrer farblosen Altertümlichkeit zu tun haben, würde es eventuell auf breitere Probleme der deutschen Weltkriegsrezeption nach 100 Jahren hindeuten.

VII. FAZIT

»Die Politik sollte den Jahrestag von 1914 als Gelegenheit zu einem Akt gemeinsamer Erinnerung nutzen«, äußerte sich Sönke Neitzel gegenüber einem Redakteursteam des SPIEGEL. Man solle nicht »die Frage der Schuld in den Vordergrund stellen, sondern vielmehr die gesamteuropäische Krise von damals«. ²³⁶ Das ist ein schöner Gedanke, alle möchten das Gedenkjahr des Weltkriegs so feiern, dass die Bedeutung dieser »Urkatastrophe« als gemeineuropäische Erfahrung, als schrecklicher Auftakt des »kurzen 20. Jahrhunderts«, aber auch als Anfang eines langen, tragischen, aber letztlich nach 1989 mit Erfolg gekrönten Prozesses hervortrete, der zur Begründung der EU und der Beseitigung der Möglichkeit eines zukünftigen europäischen Kriegs geführt habe. So kann man sich den Ersten Weltkrieg als Anfang des großen europäischen Projekts vorstellen. Sollte man nach der neueren Literatur urteilen, wurde das Gedenkjahr aber nicht auf diese Weise gefeiert. In Frankreich fiel der Nachdruck auf die nationalen Opfer namentlich Frankreichs, in Großbritannien auf die Frage, ob die britische Entscheidung im August 1914, in einen kontinentalen Krieg einzugreifen, überhaupt vertretbar war, und in Deutschland hat man erneut und hitzig über die deutsche Verantwortung für den Kriegsausbruch gestritten. Die Gründe für die nationale Emphase der Fragestellungen sind kompliziert und sie würden einen ausführlichen historiografischen Vergleich lohnen. Im Allgemeinen liegt der Schluss nahe, dass eine gemeineuropäische Ausrichtung des Gedenkjahres an dem wachsenden Euroskeptizismus und anderen nationalpolitischen Spannungen innerhalb Europas gescheitert ist.

Zweck dieses Forschungsberichts war es nicht, einen vergleichenden Überblick vorzulegen, da allein die deutsche Historiografie fast unübersehbar ist. Hier am Schluss dürfte es also wohl angemessen sein, ein paar allgemeine Betrachtungen über die deutsche historische Literatur zum Gedenkjahr zu versuchen.

Mehrere Aspekte fallen sofort auf. Wie kein anderes Problem hat in Deutschland die Frage nach der deutschen Rolle beim Ausbruch des Kriegs das Gedenkjahr tatsächlich geprägt. Die öffentlichen Debatten und die hohen Auflagen der einschlägigen Bücher verweisen eindeutig auf ein ungeheures und nachhaltiges Interesse an dieser Frage. Teilweise als Folge dieser Erscheinung kann man weiter konstatieren, dass das öffentliche Interesse überwiegend der politisch-diplomatischen Geschichte gegolten hat, während die Kulturgeschichte nicht so sehr in »neuer«, methodisch innovativer Form eine Resonanz gefunden hat, sondern vielmehr als hergebrachte Kunst- und Geistesgeschichte. Von der neuen oder hergebrachten Sozialgeschichte des Kriegs gibt es im Gedenkjahr indessen fast nichts zu spüren.

Eine weitere prägende Erscheinung des Gedenkjahres könnte man wohl in der großen Vorliebe für eine unvermittelte, möglichst konkrete und anschauliche Darstellung des

236 Annette Großbongardt/Uwe Klußmann, »Es gab keinen Alleinschuldigen«. Ein Gespräch mit dem Militärhistoriker Sönke Neitzel über die Totalität des Weltkriegs und das Versagen der politischen Eliten, in: Annette Großbongardt/Georg Bönisch/Uwe Klußmann u.a. (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg. Die Geschichte einer Katastrophe*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2014, 301 S., geb., 19,99 €, S. 31.

Kriegs sehen. Die Biografie ist zwar als Gattung der historischen Literatur nicht zahlreich vertreten, aber viele andere Neuerscheinungen des Jahres – hier denkt man an die allgemeinen Darstellungen der Heimatfront – haben anhand repräsentativer Gestalten den Krieg »durchschaubar und erfahrbar«, als eine Reihe »kleiner Biografien« zu analysieren versucht und den Leser dadurch, um mit Lothar Machtan zu reden, »intensiv« am Zeitgefühl teilhaben lassen.²³⁷ Zudem ist auf die Popularität der Ego-Dokumente und die Bilder des Kriegs hinzuweisen, scheinen diese doch eine anschauliche, authentische, unvermittelte Darstellung des Kriegs zu ermöglichen. Die Kehrseite dieser Erscheinung ist eine gewisse Uninteressiertheit an den verschiedenen sozialen Kontexten, in welche die individuellen Kriegserlebnisse und Einzelschicksale historisch eingebettet wurden.

Die Gründe für diese Präferenzen lassen sich vermuten. Nur eine Minderheit der 2013 und 2014 veröffentlichten Bücher sind von Berufshistorikerinnen und -historikern verfasst worden, weniger noch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich schon durch Weltkriegsforschungen ausgewiesen hatten. Viele Bücher des Gedenkjahres sind reine Gelegenheitsarbeiten, die auch auf ökonomischen Erfolg spekulieren. Es gab bestimmt nicht wenige Journalisten, die wie Kellerhoff von ihrem Verlagslektor gefragt wurden, »was [sie] denn zum Jahr 2014 für ein Buch zum Ersten Weltkrieg schreiben würde[n]«. ²³⁸ Möglicherweise verdankt sich ein Großteil der Neuerscheinungen eben einer derartigen Anregung. Historiker sollten solche Vorgänge nicht als Symptome eines »Erinnerungshypes« zurückweisen; sie sollten sich vielmehr darüber freuen, dass Journalisten, Publizisten, freie Schriftsteller und andere Laienautoren in Deutschland ein breites, noch nie da gewesenes historisches Interesse am Ersten Weltkrieg hervorgerufen haben. Das haben sie zum Teil deshalb geleistet, weil sie manchmal besser schreiben als akademische Wissenschaftler. Dabei haben Nichthistoriker es auch wohl klüger verstanden, wie enorm attraktiv die »kleinen Geschichten« und die Ego-Dokumente sind, die eine personenbezogene Unmittelbarkeit des Kriegs als Gefühlswelt ansprechen. Wie ein Autor, auch Nichthistoriker, neulich erklärte, »die ›große‹ Geschichte des Ersten Weltkrieges« werde »erst durch seine vielen kleinen Geschichten begreifbar«. ²³⁹ Diese Ansicht ist offenbar weitverbreitet.

Berufshistoriker haben eine schwierige Aufgabe, indem sie, wie sich ein anderer Nicht-historiker vor Kurzem äußerte, »weitschweifige Erklärungen« pflegen, für die die breite Öffentlichkeit sich nicht sonderlich interessiere. ²⁴⁰ Historikern fällt die undankbare Rolle zu, auf die nicht ganz unproblematische Seite der »kleinen Geschichten« und deren anschauliche Unvermitteltheit hinweisen zu müssen. Soweit die historische Darstellung auf die Erlebnisse von Einzelpersonen bezogen ist und soweit, wie es etwa den Feldpostbriefen inhärent ist, Ohnmacht und Opfer des Einzelsubjekts gegenüber dem gewaltigen Krieg thematisch im Mittelpunkt stehen, bleibt das Problem der unterschiedlichen Erfahrungsräume verborgen. So ist die Frage nach »agency«, nach dem kollektiven Handeln und der artikulierten kollektiven Erfahrung des Kriegs, die sich beide sowohl in kollektiver Unterstützung des Kriegs wie auch im kollektiven Widerstand niederschlagen, analytisch schwer zu erfassen. Die soziale, kulturelle oder politische Entkontextualisierung des Kriegs, wie sie in der Literatur des Gedenkjahres häufig vorkommt, spiegelt sicherlich das Abreiben der von Sozialklassen, Konfessionen und Regionen definierten Milieus wider, die die moderne deutsche Geschichte geprägt haben, aber in der konsumorientierten Wohlstandsgesellschaft von heute eine deutlich geringere Rolle spielen. Vor einer Geschichte muss

237 *Machtan*, Prinz Max von Baden, S. 9 (»durchschaubar und erfahrbar« im Klappentext).

238 *Kellerhoff*, Heimatfront, S. 317.

239 *Schmidtbauer*, Als ob die Welt an allen Ecken brannte, S. 7.

240 *Wolf-Rüdiger Osburg*, Hineingeworfen. Der Erste Weltkrieg in den Erinnerungen seiner Teilnehmer, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 2014, 590 S., kart., 16,99 €, S. 18.

jedoch gewarnt werden, die von solchen historischen Unterschieden keine Notiz nimmt: Auch der Erste Weltkrieg fühlte sich unterschiedlich an.

Die Vorliebe für die unvermittelte, authentische Anschaulichkeit des Kriegs führt zu einer weiteren Überlegung. Wie ein roter Faden durchzieht die Historiografie des Gedenkjahres der Versuch, den Ersten Weltkrieg vom Zweiten zu entkoppeln, ihn als etwas im Wesentlichen anderes als den nachfolgenden Krieg des ›Dritten Reichs‹ darzustellen. Darum geht es offensichtlich in der Wiederaufnahme der Kontroverse über den Kriegsausbruch, da die Julikrise immer noch als Drehpunkt der Sonderwegsdebatte funktioniert. Darum geht es auch in der öffentlichen Beschäftigung mit einer authentischen Darstellung namentlich von Einzelschicksalen in der titanischen Zerreißprobe des Kriegs. Die Anziehungskraft dieser Perspektive ist, dass sie schließlich die deutschen Opfer eines längst vergangenen Kriegs hervorhebt, den man plausibel, anders als seinen Nachfolger, als eine von niemandem gewollte, gemeineuropäische – oder gemeinmenschliche – Tragödie beschreiben kann. Nikolaus Nützel, der Autor eines preisgekrönten Jugendbuchs zum Ersten Weltkrieg, hat diese Einsicht mit Bezug auf den großen Abstand des Ersten Weltkriegs vom Zweiten pointiert ausgedrückt:

»Und man darf ja nicht vergessen: Es waren ganz normale Menschen, die sich damals in einen unvorstellbar grausamen Krieg gestürzt haben. Unsere Großväter und Urgroßväter waren keine Monster, keine Außerirdischen und keine fernen Neandertaler. Die Bilder, die man von ihnen findet, mögen in Schwarz-Weiß sein. Die Männer darauf mögen wilde Schnurrbärte tragen oder komische Pickelhauben, wenn es Fotos von Soldaten sind. Aber ihr Leben war in Farbe [...]. Und ich glaube, das, was Eltern, Großeltern und Urgroßeltern in ihren Köpfen abgespeichert haben, lebt in den Köpfen derer weiter, die heute auf der Welt sind.«²⁴¹

241 Nikolaus Nützel, *Mein Opa, sein Holzbein und der Große Krieg. Was der Erste Weltkrieg mit uns zu tun hat*, München 2013, S. 5.